

# DER BAZAR.

Berliner illustrierte Damen-Zeitung.

Nr. 3. Alle 8 Tage erscheint Eine Nummer. Berlin, 17. Januar 1858. Preis: Vierteljährlich 20 Silberggr. VIII. Band.

## Vor- oder Zuname.

Genrebild von Clara Gärtner.

In einer Zeit, wo Schlessien noch keine Eisenbahnen hatte, stand an einem Novemberabende — der bei dem schlechtesten Wetter zu noch sehr früher Stunde den kurzen Tag verdrängt hatte — vor dem Posthause eines Marktfleckens ein schwerfälliger, gelber Wagen, an welchen eben frische Pferde gespannt wurden.

Ein kalter Herbstwind sauste in den entblätterten Linden, welche einen nahen Brunnen umstanden, und von dem Regen — der schon seit einer Stunde herabströmte — hatten sich zwischen dem defecten Steinpflaster bereits große Wasserlachen gebildet, die — wenn zuweilen ein Streiflicht aus den kümmerlich brennenden Wagenlaternen auf sie fiel, seltzam im Dunkeln glitzerten.

Eine im Hausflur brennende Lampe und der matte Schein, welcher durch die angeklauten Scheiben des Expeditionsfensters fiel, verbreiteten eine leidliche Helle in der nächsten Umgebung des bescheidenen Postgebäudes, so daß der Reisende, welcher im Begriff war, dem Signale zur Abfahrt Folge zu leisten, wenigstens nicht in Gefahr kam, die steinernen Treppentufen, welche von der Hausflur auf die Straße führten, hinabzustolpern. — Ist es in jedem Falle unangenehm, naß zu werden, so ist es auf der Reise doppelt verdräglich, Gezwungen, stundenlang mit triefendem Mantel und nassem Schuhwerk im Wagen zu sitzen, hat die Feuchtigkeit Mühe, jedes Stück der Bekleidung zu durchziehen, so daß das unglückliche Opfer des Regens bei seiner endlichen Ankunft am Reiseziele den erwartenden Freunden in gerade plättrechtem Zustande an das Herz fliegt, und mit einer so naßkalten Umarmung gar leicht die erste Wonne des Wiedersehens profaisch abfühlt.

Diese Unannehmlichkeit mochte wohl der Reisende, dessen wir vorhin gedachten, vermeiden wollen, denn mit ein paar gedankenschnellen Sägen schwang er sich von der Hausthür auf den obersten Wagentritt — so daß der Regen erst nicht Zeit fand sich auf ihm festzusetzen — schneller noch verschwand er im Innern des Wagens, aber in demselben Augenblicke, wo ein dienstbarer Geist — der ebenfalls nicht Lust haben mochte naß zu werden — die Wagenthür hastig zuschlug, fiel er auf

den ihm zunächst gelegenen Sitz mit einer, durch die eben aufgewendete Schnellkraft erzeugten Schwere, welche sein Gewicht verdoppelte.

„Au! Morbio! was ist das?“ schrie eine Stimme, und ein Körper — auf welchen der Reisende sich so hart aufgesetzt hatte — schnellte ihn in demselben Augenblicke, wo er fühlte, daß etwas anderes als der Sitz des Wagens sich unter ihm befand, so heftig empor, daß er auf den Rückstuhl fiel, während sein Wüthenschild klirrend an das kleine, im Vordergrunde des Wagens angebrachte Fenster schlug, welches eben nur durch seine Kleinheit vor dem Zerspringen bewahrt wurde.

„Teufel! was soll das heißen?“ rief der Reisende.

„Ja, was soll das heißen?“ schrie die Stimme von vorhin: „einen friedlichen Menschen anfallen, erbrüden! Postillon! he! he Postillon!“

„Lassen Sie das,“ entgegnete nun lachend der Andere, „hier scheint ein kleines Mißverständnis zu sein: ich glaube den Wagen leer, warf mich schnell auf den Sitz und fiel — auf Sie! Pardon deshalb! es geschah nicht mit Absicht.“

„Also Sie fahren auch mit?“ fragte der Angeredete völlig besänftigt.

„Ja, wie Sie sich überzeugen können, denn während wir uns hier herum geworfen haben, ist der Wagen abgefahren; ich glaube wir sind fast aus dem großartigen Marktflecken hinaus, vor dessen Posthause ich so unerwartet das Vergnügen hatte Ihre Bekanntschaft zu machen.“

„O, bitte recht sehr, das Vergnügen ist auf meiner Seite. Es thut mir wirklich recht leid, daß ich Sie vorhin so übel tractirt habe, aber ich war gerade so ein Bischen eingebuselt, als Sie auf mich stießen, und da konnte ich mich nicht gleich besinnen, wo ich war und was passirte.“

„Das bedarf keiner Entschuldigung,“ sagte der Erste, welcher indes an der Seite seines Reisegefährten Platz genommen hatte — „Sie wurden ja von mir herausgefordert, und ich hätte es an Ihrer Stelle nicht besser gemacht.“



Robe à bandes. Modell aus dem Magazin von Theodor Morgenslern in Paris und Berlin. (Erklärung des Bildes Seite 22. — Das nächste Supplement wird das Schuittmüßer dieser Robe bringen.)

So entspann sich zwischen den Beiden im Wagen ein Gespräch, das von dem eben erlebten komischen Unfall auf das schlechte Wetter, die Finsterniß draußen und ähnliche Gegenstände kam, und von dem zweiten Reisenden so lang ausgehoben wurde, daß der Erste — dessen Sprach- und Redeweise den Gebildeteren verrieth — endlich davon ermüdet, nur kurze, einsylbige Antworten gab und zuletzt ganz schweigend — seinen Gesellschafter in der Meinung lassend, er sei eingeschlafen — während er sich jedoch wachend in freundliche Träume versenkte, die sein Herz freudig erregten.

Der Andere, so redselig er auch war, mußte sich nun doch zum Schweigen bequemen, und versank bald in einen wirklichen Schlaf.

Einige Zeit war auf diese Weise verlossen. Der Wind hatte endlich die Regenvolken auseinander gejagt, und der immer klarer am Himmel hervortretende Mond versprach eine helle, kalte Nacht.

Das Blasen des Postillons am Zollhause weckte jetzt den Schlaf auf, und gähnend streckte er seine Glieder, wobei sein Nachbar einen nicht unbedeutenden Stoß in die Seite erhielt.

„Ich bitte recht sehr, nehmen Sie's nicht übel! ich habe wahrhaftig wieder geschlafen!“

„Thut nichts,“ erwiderte der Träumende, wenig gekümmert, sein Schweigen zu brechen. Doch diesmal sollte er nicht so leicht davonkommen, denn sein Reisegefährte, der nun völlig ausgeschlafen zu haben schien, machte seiner Neugierigkeit auf's Neue durch allerlei Bemerkungen und Fragen Luft.

„Ach du meine Güte!“ rief er plötzlich sich unterbrechend, „wo ist denn mein Kistchen? ich hatte es ja auf den Rücksitz gestellt!“

„Wahrscheinlich ist es herunter gefallen; ich stoße hier mit dem Fuße an etwas,“ sagte der Andere.

„Ge-fallen?! o, der schöne Wein! ja wahrhaftig, Sie haben recht!“ mit diesen Worten hob der erschrockene Besitzer das Kistchen sorgfältig auf seinen vorigen Platz und untersuchte mit den Händen tastend das Neßere desselben.

„Da ist es naß!“ rief er, „o, der schöne Wein!“

„Reisen Sie in Wein?“

„Was? — wie meinen Sie das?“

„Ob Sie in Wein reisen? in Landwein, meine ich?“

„Nein, der Wein hier ist nicht vom Lande, denn ich bin aus Hundsfeld bei Breslau; und an meinem Hause habe ich ein ganzes Spalier . . .“

„Von Weinspalieren?“

„Ach, Sie spaßen! von Weinstöcken, wollte ich sagen; Trauben hatte es daran so lang wie meine Hand! und die schönsten davon, die ich nach einer ganz neuen Methode aufbewahrt habe, sind hier drinnen; ich sage Ihnen, sie sind delicat, fast wie die Grünberger Trauben, nur etwas saurer. Aber sie sind auch — na, ich brauche es Ihnen nicht zu verschweigen — für meine Frau Schwiegermutter bestimmt.“

„So — nun, das ist schön; Sie wird sich darüber freuen.“

„Glauben Sie das? es wäre mir wahrhaftig sehr lieb, wenn sie sich darüber freute.“

„Nun, Sie müssen doch wissen, ob Ihre Schwiegermutter gern Trauben isst?“

„Ja das weiß ich nicht; ich dachte nur so, ich wollte ihr ein Präsent damit machen; na, Sie verstehen mich schon, man will sich doch so gewissermaßen einfüllen.“

„Bei Ihrer Schwiegermutter sollten Sie doch schon eingekauft sein,“ entgegnete der Andere, welchem dieses Gespräch anfangs Spaß zu machen.

„Ich wünschte ich wäre es! eigentlich — na, ich kann es Ihnen schon sagen — eigentlich kenne ich meine Frau Schwiegermutter noch gar nicht.“

„Nicht? — da haben Sie wol Ihre Frau außer dem elterlichen Hause kennen gelernt und geheiratet?“

„Ja Frau! erst Eine haben!“

„Was? Sie haben keine Frau und doch eine Schwiegermutter — oder — ist Ihre Frau todt?“

„Gott sei Dank, nein!“

„Dann sind Sie glücklicher Bräutigam und sprechen von Ihrer Schwiegermutter in spe?“

„In spe? wo liegt denn das? ist mir ein ganz unbekannter Ort — meine Frau Schwiegermutter wohnt in Slogau.“

„Ach so! ha, ha! nun dann sind wir ja bald an dem Orte Ihrer Bestimmung.“

„Ja wohl; aber es ist Einem doch sonderbar, wenn man die Leute noch gar nicht kennt,“ sprach nachdenklich werdend der glückliche Bräutigam.

„Sie meinen damit doch nicht Ihre Braut?“

„Schwiegermutter und Braut.“

„Also eine conventionelle Verlobung im großen Styl?“

„Verlobung war noch gar nicht, das heißt, Sie verstehen mich; keine ordentliche Verlobung, keine Festivität, wo so die Verwandtschaft zusammenkommt und gegessen und getrunken wird.“

„Das klingt ja ganz außerordentlich: Verlobung ohne Essen und Trinken!“

„Ja sehn Sie, das kommt daher — ich kann es Ihnen schon erzählen, wie alles zusammenhängt. Mein Vater, Gott hab ihn selig, war Rathmann zu Hundsfeld bei Breslau; er hatte auch eine schöne Landwirthschaft nebenbei, die mir als einzigem Erben nun gehört. Also mein Vater, der Rathmann, hatte als kleiner Junge einen guten Freund, das war der Mathes — jetzt Herr Kaufmann Mathes . . .“

„Mathes? Kaufmann Mathes?“ rief der Andere überrascht.

„Ganz recht; aber Sie kennen ihn wohl? oder wissen Sie schon die Geschichte?“

„Nichts weiß ich! der Name kam mir nur so bekannt vor; bitte, erzählen Sie weiter.“

„Als die Beiden, das heißt mein Vater und der Herr Mathes, große Burken geworden, waren sie zwar noch sehr gute Freunde, doch sie kamen von einander — Einer da, der Andere dort hin, und haben sich lange, lange nicht gesehen. — Voriges Jahr aber kommt mein Vater — er war in Breslau zum Markt gewesen — einmal ganz toll vor Freude nach Hause und schreit mir gleich entgegen: „Junge, ich habe den Mathes wiedergesehn, meinen besten Schulkameraden! auf's Frühjahr kommt er zum Besuch hierher, alle Wetter! das wird ein Leben sein!“

„Ich stand ganz verblüfft dabei, denn ich hatte den Namen Mathes noch niemals gehört. Das kam aber daher: mein

Vater war nicht sehr mittheilbar; auch hielt ich mich mehrere Jahre bei einem Vetter auf — wo ich die Landwirthschaft lernte — und kam erst nach Hause, als meine beiden Brüder am Nervenfieber gestorben waren. Natürlich war mein Vater damals sehr betrübt und noch weniger als sonst zum Reden aufgeleitet; so habe ich denn aus seinen Jugendjahren nichts vernommen, wie andere Söhne, denen die Väter gelegentlich ein lustiges Stückchen davon erzählen. Und daher wußte ich auch nichts von dem alten Schulkameraden. Nun aber erzählte mir der Vater von ihm, daß er ein reicher Kaufmann geworden sei, der eine hübsche Tochter habe — sie war mit in Breslau gewesen — und daß es zwischen ihm und dem Herrn Mathes gewissermaßen schon im Keinen sei wegen uns beiden — sie verstehen mich doch? — daß wir ein Paar werden sollten. Nächstes Frühjahr hatte Herr Mathes versprochen uns zu besuchen, mich dann mit sich zu nehmen und seiner Familie vorzustellen. — Na, mir war das recht! Denn ich konnte mir schon denken, daß mein Vater, der als Rathsherr ein-verständiger Mann war, mir nichts Schlechtes ausgesucht haben würde; und ich freute mich recht auf die Reise, da ich überhaupt noch nicht weit in der Welt herumgekommen war. Aber es geschah ganz anders als wir dachten, denn, als Herr Mathes im Frühjahr ankam, war mein Vater Tags vorher gestorben. Natürlich war vom Reisen jetzt keine Rede, und wir verschoben es bis auf den Herbst, wo mein Herr Schwiegervater wieder in Geschäften nach Breslau kommen mußte. Doch fast hätte es mir bis dahin zu lange gedauert: ich wartete und wartete — schreiben wollte ich nicht, denn ich bin überhaupt kein Freund davon — und schon glaubte ich, Herr Mathes habe sich anders besonnen, da kam er an. Allein mitnehmen konnte er mich nicht, weil seine Geschäfte ihn noch weiter führten und er auch die Rückfahrt nicht über Breslau oder Hundsfeld machen konnte. Deshalb bat er mich allein zu reisen und es so einzurichten, daß ich zum siebzehnten d. M. in Slogau einträfe, wo er dann schon zu Hause sein würde; ich solle nur gleich bei ihm vor sprechen, er wohne nicht weit von der Post. — Bin wahrhaftig neugierig, wie ich alles finden werde! . . . Meine Braut . . .“

„Wissen Sie denn,“ fragte der Andere in gereiztem Tone dazwischen, „ob die Tochter des Herrn Mathes Sie auch haben will?“

„Na, warum denn nicht? ihr Vater hat sie mir ja versprochen, und ich bin keine schlechte Partie! ich versichere Sie, in Hundsfeld könnte ich eine Jede bekommen — aber ich will keine von daher, denn wenn man sein gutes Auskommen und die Aussicht hat, Rathmann zu werden, so nimmt man nicht die erste Beste . . .“

„Aber wenn Fräulein Mathes nicht für Sie paßt?“

„Ach, warum wird sie denn nicht für mich passen? sie soll ein hübsches Mädchen sein: feinst und wirtschaftlich — und Geld hat sie auch. Aber da sind wir ja schon in der Vorstadt! wie doch die Zeit vergeht! fahren Sie noch weiter, Herr?“

„Ja“ war die kurze Antwort des Andern; und obwohl der zuversichtliche Bräutigam, trotz des lauten Wagengeräusels, noch einige Versuche machte, von seinen Angelegenheiten weiter zu sprechen, so entlockte er dem Reisegefährten auch kein Wort mehr; sondern vor dem Posthause angekommen, sprang derselbe ohne Gruß und Abschied aus dem Wagen und eilte mit raschem Schritt von dannen.

„Das war auch nicht fein!“ sprach der Zurückgebliebene bei sich selbst; „erst horcht er einen aus und dann geht er fort wie ein Holländer.“

Indes verdrängte die Sorge, seines Schwiegervaters Wohnung aufzufinden, bald den Mergel des Reisenden; und von einem Knechte begleitet, der seinen Koffer trug und ihm zugleich als Führer diente, begab er sich nach dem unweit des Postgebäudes gelegenen Hause des Kaufmann Mathes.

In einem großen Zimmer, dessen einfache Eleganz einen wohlthuenden Eindruck machte, befanden sich zwei Damen. Die Ältere, eine Frau in vorgerückten Jahren, saß hinter einem runden Tisch und war mit einer Handarbeit beschäftigt; die Jüngere, ein Mädchen von ein oder zwei und zwanzig Jahren, saß an einem Clavier, über dessen Tasten ihre Hände in leisen Accorden dahinglitten, während ihre Gedanken anderswo zu weilen schienen.

Inzwischen war ein etwa vierzehnjähriger Knabe eingetreten, welcher sich, mit Schreibzeug und einigen Büchern versehen, der älteren Dame gegenüber an den Tisch setzte, wo er zu schreiben begann. Doch kaum war seine Feder einige Mal in raschen Zügen über das Papier geslogen, so wandte er den Kopf nach dem Ofen, in dessen Nähe ein kleiner Hund eben anfang, sein weiches Köpfchen mit possierlicher Geschäftigkeit aufzuschnüffeln, wobei er seine zierlichen Vorderpfoten fast so gut wie Hände zu gebrauchen wußte.

„Ach, Aimé macht sein Bett!“ rief der Knabe. „Du bist doch ein allerliebster Geschöpf! aber warte; zum Schlafengehn ist es noch nicht Zeit, komm hierher, Aimé, kon. a!“

Der Hund kam herbei und der Knabe hob ihn auf seine Knie, indem er sprach: „Da du so geschickt bist und dein Bett machen kannst, sollst du auch schreiben lernen;“ und er nahm mit seiner Hand zugleich die Feder und die rechte Vorderpfote des Hundes. Wirklich gelang es ihm so, wenn auch mit einiger Anstrengung, ein paar Buchstaben zu schreiben, doch plötzlich zog Aimé — der an dieser Übung wenig Gefallen zu finden schien — sein Köpfchen mit Heftigkeit aus des Knaben Hand; dabei fiel die Feder auf's Papier, und ein großer, schwarzer Fleck auf demselben bezeichnete die Stelle ihres Falles.

„Ungezogenes Thier!“ rief ärgerlich der Knabe, „schämst du dich nicht, mein Heft so zu beschmutzen?“

„Die Frage,“ sprach die ältere Dame, welche bisher still diesem Treiben zugehört hatte, „sollte man an Dich richten.“

„An mich?“ entgegnete der Knabe wie erstaunt; doch die dunkle Röthe, welche sein hübsches Gesicht überflog, zeigte, daß er den Sinn der Frage verstanden hatte. Das hierauf folgende Schweigen von der anderen Seite verirrte ihn noch mehr, einige Augenblicke schien er mit sich zu kämpfen, dann sprang er auf, schlang seinen Arm um den Hals der Dame und sagte in weichem Tone: „Du hast recht, Mama, ich sollte mich schämen! seit einer Stunde erinnerst Du mich daran,

meine Arbeiten zu machen, und immer fällt mir wieder etwas Anderes ein — zuletzt noch eine solche Dummheit. Aber, sei nicht böse! ich kann wirklich nicht dafür, daß ich so, so . . .“

„Victor,“ sprach die Mutter in einem Tone, der streng sein sollte, und aus welchem doch die größte Härlichkeit hervorklang, „es ist endlich Zeit, daß Du die losen Streiche aufgiebst, oder wenigstens da, wo Du Pflichten hast, dieselben mit Ernst erfüllst.“

Unterdeß war, von den Beiden unbemerkt, ein Dienstmädchen eingetreten.

„Was willst Du, Luise?“ fragte die jüngere Dame.

„Es ist,“ entgegnete das Mädchen, „ein Mann — ein Herr draußen, welcher die Damen zu sprechen wünschte, da ich ihm sagte, daß Herr Mathes, nach welchem er zuerst fragte, noch verreist sei.“

„Es ist also ein Fremder?“ fragte nun die ältere Dame.

„Ja wohl, der Postknecht brachte gleich seinen Koffer mit.“

Mutter und Tochter, denn in diesem Verhältnis standen die Damen zu einander, sahen sich überrascht an; ein leichtes Zucken überflog das Gesicht der Letzteren; der Knabe aber rief: „D, das wird der Besuch sein, von dem Papa geschrieben! — nicht wahr Anna?“ setzte er mit pöflicher Miene hinzu.

„Schweig, Victor,“ sagte verächtlich die Schwester, „der Brief des Vaters war durchaus nicht für Dich bestimmt; aber überall, wo man Dich nicht vermuthet, bist Du. — und was Du nicht hören sollst, das hörst Du! — Uebrigens,“ fuhr sie in gleichgültig sein tollendem Tone fort, „ist alles nur ein Scherz, wie ihn Papa zuweilen macht.“

Während des Gesprächs der Geschwister hatte die Mutter befohlen, den Fremden eintreten zu lassen, und nun wandte sie sich an Victor, indem sie sprach: „Nimm jetzt Deine Arbeit und geh auf Dein Zimmer.“

Bögernd that der Knabe wie ihm geheißen, so daß, während er sich langsam der Thür näherte, durch welche er eingetreten war, bereits die Hauptthüre des Zimmers geöffnet wurde: eine männliche Gestalt erschien auf der Schwelle, machte eine Verbeugung — im nächsten Augenblicke gab es einen schweren, krachenden Ton auf dem Fußboden, und der unbekante Gast lag, lang ausgestreckt, auf seinem Angesicht, einen Arm wie hilflos erhaben — und unter diesem Arm war ein leichtes Kistchen hervorgerutscht, das durch den starken Fall zersprungen, seinen Inhalt — aus halbgedrückten Trauben und deren Saft bestehend — überfließend den Dielen mittheilte.

Ein Schreckensruf war den Lippen der Damen entglitten; von der Seitenthür her aber ertönte ein unaussprechliches Gelächter; dasselbe brachte zuerst die Mutter von dem gebannten Schrecken wieder zu sich, doch ehe ihr strafender Blick den unberufenen Lacher erreichte, war dieser vorsichtiger Weise schon verschwunden.

Inzwischen hatte der Gefallene einen Versuch gemacht aufzustehen, wobei ihm sein langer Mantel sehr hinderlich war, so daß er sich voreinst nur in eine knieende Stellung brachte; und als er in derselben seinen Kopf erhob, blickten die Damen in ein volles, rothes Gesicht, das ihnen mit kläglichem Ausdruck entgegen sah.

„Sie haben sich doch keinen Schaden gethan?“ fragte theilnehmend die Mutter.

„Ach nein,“ erwiderte der Angeredete und machte dabei eine heftige Bewegung mit dem ganzen Körper, um sich auf die Füße zu bringen, was ihm auch glücklich gelang; „mir ein wenig geklopft habe ich mich — und er zeigte bei diesen Worten auf seine Knie — „aber das hat nichts zu sagen; mir thut es nur leid um den schönen Wein! Sehn Sie, Madame, alles ist hin!“

„Beruhigen Sie sich doch darüber, an den Trauben liegt wohl nicht so viel.“

„Nicht —?“ fragte enttäuscht der Fremde, „ich glaubte, ich dachte Sie äßen gern Trauben . . .“

„Waren denn diese Trauben für mich bestimmt?“

„Ja wohl, ja wohl, ein kleines Präsent für Sie! habe das Kistchen glücklich bis von Hundsfeld hierher gebracht, und nun muß mir so etwas passiren! Sehn Sie, da fließt der Saft auf den Dielen umher — er kommt schon bis an den Teppich! o, nehmen Sie es nur nicht übel! es ist eine fatale Geschichte! wenn ich nur wüßte, wie es zuging, daß ich so hinfiele!“

Luise, das Dienstmädchen, welches durch die, bei dem Falle des Fremden offen gebliebene Thür das Geschickene bemerkt hatte, trat jetzt mit Wasser und Tüchern ein, um den Fußboden zu reinigen. Ohne Umstände ergriff Luise die herausgefallenen Trauben und warf dieselben in das Kistchen.

„Ach, warten Sie, Jungfer!“ rief der unglückliche Eigenthümer, „thun Sie nicht alles unter einander, vielleicht sind noch einige gute dabei.“

„Lassen Sie mich nur machen,“ entgegnete lachend das Mädchen, „was noch Gutes daran ist, will ich Ihnen schon aufheben.“

„Mit wem?“ fragte jetzt die ältere Dame, indem sie dem Fremden einen Stuhl bot, „habe ich denn das Vergnügen zu sprechen?“

Der Gefragte sah sie überrascht an, dann sagte er mit Nachdruck: „Ich bin August Dümmler!“

„August Dümmler? wahrscheinlich ein Geschäftsfreund meines Mannes?“

„Geschäftsfreund —? hm, ja — ja . . .“ entgegnete der Fremde in einem gebelnten und unsicheren Tone, als wüßte er nicht recht, wie er die an ihn gerichtete Frage eigentlich zu deuten habe, doch sich ermutigend setzte er hinzu: „Ihr Herr Gemal wird Ihnen geschrieben haben, daß ich heut ankommen sollte, da er selbst noch nicht hier ist, wie er mir versprochen hatte.“

„Nein —“ entgegnete die Dame nun ihrerseits betroffen und bögernd, „wenigstens hat er mir Ihren Namen nicht genannt.“

„Aber,“ fragte der Andere, sicherer werdend, „er hat Sie benachrichtigt, daß ein Besuch kommen würde?“

„Ja, das hat er.“

„Sehn Sie, Sehn Sie! das dachte ich mir! und daß er mich nicht nannte, sollte Sie neugierig machen, ha, ha, Herr Mathes spaßt gern.“

„Da haben Sie recht,“ entgegnete die Dame und warf einen Blick auf ihre Tochter, welche noch immer am Clavier saß und bald die Mutter, bald den Fremden anah, während der Ausdruck ihres Gesichtes halb Mißstimmung, halb Lust zum Lachen verrieth.

Der Fremde aber, welcher mit seinen Blicken dem Auge der Frau Mathes gefolgt war, schien nun erst die jüngere Dame — die ihn der Unfall bei seinem Eintritt hatte vergessen lassen — wieder zu bemerken; er betrachtete überrascht und aufmerksam das feine, liebliche Gesicht derselben, dann glitt sein Blick über die zierliche Figur, den einfachen, aber eleganten Hausanzug und verweilte auf der zarten, weißen Hand, welche noch immer auf den Tasten ruhte — bis ihre Besitzerin, verlegt durch dieses neugierige Anstarren, den Kopf mit einer raschen Bewegung abwandte.

August Dümmler, wir wollen ihn bei seinem Namen nennen, gerieth durch dieses Zeichen des Unwillens sichtlich in Verlegenheit, und wie um seine Neugier zu entschuldigen, wandte er sich an Frau Mathes mit der Frage: „Ist das Ihr Fräulein Tochter?“

„Ja,“ entgegnete diese.  
Da erhob sich der junge Mann rasch von seinem Sitze, machte zwei tiefe, etwas linksche Verbeugungen und sprach in jenem einfürmigen Tone, welchen Kinder gewöhnlich beim Hersagen ihrer Lektion annehmen: „Gehorsamster Diener, mein Fräulein! ich schätze mich sehr glücklich, Sie kennen zu lernen.“ Einen Augenblick zuckte es um die Mundwinkel der Angeredeten, dann wurde sie plötzlich ernst und erwiderte etwas stolz den Gruß des Herrn August. Frau Mathes, welche ihre Tochter beobachtet hatte, nahm jetzt den Gast gutmüthig in Anspruch, indem sie sich nach seinem Wohnorte, nach seinen Verhältnissen im Allgemeinen erkundigte; und obwohl derselbe erstaunt war, über Dinge Auskunft geben zu sollen, von denen er glaubte, daß sie in der Familie des Herrn Mathes längst bekannt wären, so fühlte er sich doch zu sehr erleichtert, auf diese Weise Stoff zum Reden zu erhalten, als daß er nicht weilküftig die an ihn gerichteten Fragen hätte beantworten sollen. Auf einen Wink ihrer Mutter hatte inzwischen die Tochter das Zimmer verlassen, um ein kleines Abendbrot zu besorgen; und einige Zeit nach ihrer Entfernung erschien Luise mit Theegeschirr, Backwerk und einigen Tellern, worauf kaltes Fleisch und Butterbröckchen lagen. Victor, der entweder seine Arbeiten beendet hatte, oder dem die Neugier nicht länger Ruhe gelassen, folgte Luise; hielt sich aber noch von der Mutter möglichst entfernt, eingebend seines unzeitigen Lachens.

„Ihr Herr Sohn?“ fragte August, welcher den Eintretenden sogleich bemerkt hatte.

„Ja, es ist mein Sohn.“  
„Ei, ei, den hatte ich mir älter gedacht! aber so geht es, wenn man die Leute nicht kennt, da macht man sich eine ganz andere Vorstellung von ihnen.“

Nachdem Frau Mathes ein wenig auf ihre Tochter gewartet hatte, nöthigte sie endlich — da dieselbe noch immer nicht erschien — ihren Gast zu Tische. Eben hatte sie sowohl August als Victor mit Thee und Backwerk versorgt, da rief Alma's Stimme leise durch die halbgeöffnete Thür: „Mama, bitte auf einen Augenblick!“

„Entschuldigen Sie!“ wandte sich die Gerufene an August und verließ das Zimmer.

Letzter, welcher sich bei Tische auf's Neue befanden fühlte, wollte nun die Abwesenheit der Wirthin benützen, um seinen Appetit zu befriedigen, und griff hastig nach seiner Tasse, aus welcher er einen herzhafsten Schluck that. Allein der Thee war sehr heiß, schneller noch, als er sie ergriffen, setzte August die Tasse nieder und rief: „Na, der hat das Feuer gefehlt! ich habe mir wahrhaftig die Zunge ganz verbrannt.“

„Ja,“ entgegnete Victor, dessen scharfem, prüfenden Auge die Unbeholfenheit des Gastes nicht entging, „da muß man sich zu helfen wissen! Sehn Sie, ich mache es so.“ — Damit nahm er ein röhrenförmig zusammengewolltes Zimmertischchen, deren sich mehrere unter dem Backwerk befanden, tauchte ein Ende desselben in seine Tasse, hielt das andere an den Mund, und sog auf diese Weise den Thee langsam herauf.

„Ach so,“ sprach August erstaunt, „ist das die neue Mode? eine furiose Erfindung! also dazu sind die kleinen Dingerchen bestimmt. . .“ und sogleich schickte er sich an, dem Beispiele Victor's zu folgen. Der Versuch gelang so ziemlich und bald hatte August den größten Theil seines Thees aus der Tasse herausgesogen.

Victor, welchem der Nachahmungstrieb seines neuen Bekannten großen Spaß machte, ließ ebenfalls sein Röhren nicht mehr vom Munde, und so saßen Beide in voller Arbeit, als die Damen eintraten. Wie schnell auch Victor das Zimmertischchen aus der Hand gleiten ließ, hatte die Eintretenden es doch bemerkt, und selbst Frau Mathes — so sehr sie sich auch dagegen sträubte — konnte ein Lächeln nicht unterdrücken, besonders da August, ohne sich stören zu lassen, fortzufuhr, seine Tasse auf die beschriebene Weise zu leeren. Hierauf blickte er Victor an, und als er bemerkte, daß derselbe grade darüber war seinen zerbrechlichen Saugapparat zu verzehren, biß auch er hinein und ließ ihn bald hinter seinen vollen Lippen verschwinden. Eine zweite Tasse Thee lehnte August indeß ab, entschädigte sich aber möglichst durch Eisen, wozu ihn Frau Mathes freundlich aufforderte, und was er jetzt dazu benutzte, um seine, in Alma's Gegenwart wiederkehrende Verlegenheit zu verbergen.

Victor, besorgt, daß seine vorigen Streiche noch einen nachträglichen Verweis einbringen möchten, saß ernst und schweigsam da, obwohl man an dem Blitzen seiner Augen — besonders wenn er Alma ansah — wohl merken konnte, daß er nicht übel Lust hatte, bei nächster Gelegenheit seinen Humor wieder spielen zu lassen. Alma aber schien noch immer in einer sehr schwankenden Stimmung zu sein, und während jetzt ein Lächeln auf ihr Gesicht kam, nahm dasselbe gleich darauf einen fast schmollenden Ausdruck an; auch sprach sie nicht viel und überließ es ihrer Mutter, die Kosten der Unterhaltung zu tragen.

Auf diese Weise ging das Mahl rasch vorüber, und als dasselbe geendet, hielt es Frau Mathes für das Beste, ihrem Gaste — in Rücksicht auf seine Ermüdung von der weiten Reise — möglichst bald sein Zimmer anzuweisen zu lassen, womit August sehr einverstanden erschien.

Auch Victor, obwohl er gern mit seiner Schwester noch Einiges über den sonderbaren Gast gesprochen hätte, hielt es für gerathen, sich mit guter Gelegenheit zu entfernen, und so blieben Mutter und Tochter allein beisammen.

„Du bist verstümmelt?“ sagte Frau Mathes zu Alma, welche im Zimmer auf und ab ging.

„Verstümmelt? — verlegt wäre richtiger gesagt.“

„Nicht doch,“ entgegnete die Mutter, „wer wird einen Scherz des Vaters gleich so übel nehmen?“

„Ein schöner Scherz!“  
„Nun, und was ist es denn sonst? Dein Vater schreibt an mich: „Nächster Tage erhältst Du einen Gast; ich erwarte, daß Du ihn freundlich empfängst, denn es ist — mein künftiger Schwiegerohn.“ Nun erscheint heut' ein einfacher, etwas linkscher Mensch, aber — wie Du aus seinen Reden gehöret hast — er ist der Sohn eines Schulkameraden von Papa. Daß aus diesem Grunde der Letztere eine freundliche Aufnahme für den jungen Mann wünscht, finde ich sehr natürlich; und was die andere Aeußerung betrifft, so ist wohl nichts klarer, als daß Dein Vater sich nur einen kleinen Spaß machte, den Du nicht so übel nehmen solltest; — oder hast Du etwa Lust, Ernst daraus zu machen?“

„Mutter, Mutter! kränke mich nicht so!“ rief Alma heftig.

„Ich begreife Deine Reizbarkeit nicht,“ entgegnete Frau Mathes, „einen harmlosen Scherz so aufzunehmen!“  
„Ich würde,“ sprach Alma, „in Papa's Aeußerung ebenfalls nichts sehen als einen harmlosen Scherz, wenn dieser Mensch — der mit seinem Koffer so wie vom Himmel gefallen kam — nicht eine gewisse Dreistigkeit, eine Zuversicht hätte, die mich verlegt.“

„Kind, das bildest Du Dir ein! Der arme Mensch ist eher verlegen und fühlte sich beengt in Umgebungen, welche ihm ungewohnt sind; und was Du für Dreistigkeit nimmst, ist nichts als die gewöhnliche derbe Art, welche Leuten von seinem Bildungsgrade eigen ist und die — wenn seine Besorgnisse auf Augenblicke schwindet — Dir auffällig hervortritt, während der gute August Dümmler sogar eine heilige Scheu vor Dir zu haben scheint.“

„Warum aber müssen wir ihn im Hause behalten, wenn er — wie Du selbst sagtest — sich hier beengt fühlt?“

„Weil ich damit einen Wunsch Deines Vaters zu erfüllen glaube,“ entgegnete Frau Mathes mit Nachdruck. „Liebe Alma, fuhr sie hierauf weicher fort, „Du, die sonst so heiter, deren Herz so mild und sanft war, bist jetzt zuweilen in einer sehr gereizten Stimmung und geneigt, Alles von der übelsten Seite zu nehmen. Aber das kommt von Deinem Verhältnisse zu Steinau, oder, besser gesagt, von dem Verbergen desselben vor Deinem Vater — denn aus Mangel an Vertrauen entsteht leicht Mißtrauen, und wo das einmal seinen Sitz aufgeschlagen hat, da entziehen Freude und Sanftmuth und Frohsinn!“

Alma stand vor ihrer Mutter still; sie sah zur Erde und zwei große Thränen liefen über ihre Wangen. „D!“ rief sie schmerzlich aus, „würde ich denn so lange gegen den Vater geschwiegen haben, wenn ich nicht Alles zu verlieren fürchtete? Du hast ja selbst gesagt, daß bis Steinau nicht wenigstens sein letztes Examen zurückgelegt hat, auf die Zustimmung des Vaters — als eines erklärten Feindes jeder langen Brautenschaft — gar nicht zu rechnen sei.“

„Das ist leider wahr,“ erwiderte Frau Mathes etwas entmüthigt, „und die traurigen Erfahrungen, welche in Deiner Familie in solcher Beziehung gemacht wurden, mögen diese seine Eigenheit entschuldigen. — Sobald aber Steinau's Examen glücklich vorüber ist, hören mir die Heimglichkeiten auf, und ich will dann selbst thun, was ich vermag, um den Vater gütig zu stimmen. Jetzt aber geh schlafen, mein Kind, und habe wenigstens in Bezug auf Herrn August Dümmler keine Sorge.“

Während so die Damen seiner gedachten, befand sich August ebenfalls in keiner glücklichen Stimmung, denn die Erwartungen, mit denen er das Mathes'sche Haus betreten, waren — was die Einrichtung desselben anbelangte — so weit übertroffen worden, daß er sich in einer ihm ungewohnten Sphäre fühlte, die ihn — wie seine Wirthin ganz richtig sagte — beengte, indeß der Empfang von Seiten der Bewohner so herabstimmend und wenig schmeichelhaft für einen sich freudig erwartend glaubenden Bräutigam war, daß er über den so sicher gehofften Erfolg dieses Besuches — trotz aller Selbstschätzung seiner eigenen Person — anfing zweifelhaft zu werden.

„Es ist eine sonderbare Geschichte!“ sprach August, „habe es mir doch ganz anders gedacht — ganz anders! — Statt mit Freude und Jubel empfangen zu werden, statt Alles schon zur Verlobung hergerichtet zu finden, werde ich aufgenommen wie ein Fremder und muß erst Auskunft geben: wer und woher? . . . Es fiel auch kein einziges Wort, das mir eine schädliche Veranlassung geboten hätte, mit der Sprache gerade heraus zu gehen — oder — hat man mir es übel genommen, daß ich so fremd that? . . . Aber der unglückliche Fall hatte mich auch so verblüfft gemacht, sonst hätte ich sie gleich als meine Braut angedeutet, die Mamsell — das Fräulein — „Alma!“ ja, so nannte sie ihre Mutter; 's ist auch eine ganz furiose, vornehme Abkürzung von Amalie, wie sie eigentlich heißt, denn der alte Herr sprach ja immer von seinem Mädchen. Ja, der Alte, das ist ein Mann! so ganz wie Unferneiner — aber — na, es muß einmal heraus! die Vornehmthierei hier gefällt mir nicht. Der Himmel weiß, wie das enden wird, denn eine solche Dame, wie das Fräulein Alma, paßt nicht nach Hundsfeld und in meine Wirthschaft, denn — wenn meine Frau auch nicht Magd sein darf, so muß sie doch den Leuten nachsehen und, wo's nöthig ist, einmal mit angreifen. — Freilich könnte man eine Wirthschafterin halten — die Mittel dazu habe ich ja! . . . Was würden die Hundsfelder für Augen machen, wenn ich so eine feine Dame hinbrächte? Das wäre ein Aufsehen! . . . Na, und wenn ich mich ihretwegen anders einrichte, so kann sie sich dafür auch ein wenig nach mir richten, z. B. mit dem Essen, denn, offen gestanden — August legte dabei die Hand auf seinen Magen — „das heutige Abendbrot war zwar recht gut, aber doch etwas zu leicht; die feinen Butterknitten soll der Kuckuck holen! davon kann man wohl satt werden, wenn man am Klavier sitzt, aber Unferneiner, der sich den ganzen Tag im Freien herumtummelt und gewöhnt ist, des Abends seine Schlüsselkartoffeln zu verzehren, hat nicht genug daran. — Ich wünschte wahrhaftig, ich hätte noch etwas zu essen! Doch für heut' läßt sich nichts ändern; morgen kommt hoffentlich mein Schwieger — na, ich will nur sagen Herr Mathes, und dann werden wir ja sehen, wie sich Alles macht.“

Mit diesem Troste begab sich August zur Ruhe.  
Am andern Morgen erwachte er nach seiner Gewohnheit ziemlich früh, und nachdem er sich mit möglichster Sorgfalt angekleidet — was ihm einen bedeutenden Zeitaufwand verursachte — und sich zu verschiedenen Malen im Spiegel gemustert hatte, überlegte er, ob es schädlich sei, jetzt hinunter in das Wohnzimmer zu gehen, oder zu warten, bis man ihn zum Frühstück rufen würde. Noch war er hierüber zu keiner Entscheidung gelangt, da erschien ein alter Diener und brachte ihm seinen Kaffee. Vor dem ersten Gesichte dieses Mannes hatte August schon am vorigen Abend, als er ihm in sein Zimmer leuchtete, einige Scheu empfunden, und so sehr es ihn auch heut' drängte, irgend eine Frage an den Alten zu richten, so blieb ihm dieselbe doch auf der Zunge. Auch schien der Diener durchaus nicht zum Sprechen aufgelegt, sondern entfernte sich sogleich wieder.

„Um!“ machte August, als der alte Mann fort war. „Ob das auch vornehm sein soll, einem den Kaffee mit einem kurzen „guten Morgen“ hinzusetzen? Bei uns ist es Sitte, wenigstens zu sagen: „Wünsche wohl zu bekommen! . . .“ — Ach! . . . Ein herzhafter Biß in das frische Weißbrod endigte dieses Selbstgespräch.“

Als das Frühstück verzehrt war, war August auf's Neue im Zweifel, was er thun solle, denn er fühlte sich etwas zurückgesetzt, daß man ihn nicht an den Familientisch gerufen, sondern den Kaffee heraufgeschickt hatte. „Ich bleibe hier, bis sie mich verlangen,“ sprach er endlich mit sehr entschiedenem Tone, und versuchte nun, so gut es anging, sich die Zeit zu vertreiben. Nachdem er aber sein Zimmer wieder und wieder gemustert und öfters in den Hof — auf dem sich Niemand blicken ließ — hinausgesehen hatte, öffnete er endlich die Thür, um ein wenig zu recognosciren. Und siehe! eben kam Victor die Treppe herauf.

„Ei, guten Morgen, Herr Dümmler!“ rief ihm der Knabe freundlich entgegen, „wie haben Sie geschlafen?“

„Danke schönstens, recht gut!“ entgegnete August, froh, Jemanden zu finden, von dem er hoffte, über Manches, das ihn bedrückte, Auskunft zu erhalten. Nach einigen höflichen Nebenarten nöthigte er deshalb Victor, in sein Zimmer einzutreten, wozu derselbe auch gleich bereit war. Dem einschmeichelnden Wesen des kleinen Schalkes gelang es bald, das Vertrauen August's in solcher Weise zu erwerben, daß derselbe — wie er es nannte — mit der Sprache gerade heraus ging. So erfuhr denn Victor, daß die bezügliche Bemerkung in dem Briefe seines Vaters, welche er selbst — besonders seit er August kennen gelernt — nur für einen Scherz des Ersteren gehalten, Letzterem bekannt und wirklicher Ernst war, und daß er in keiner anderen Absicht erschienen, als um sich mit Alma zu verloben.

Victor war im ersten Augenblicke durch diese Entdeckung so überrascht und fühlte sich über das Gehörte so entsetzt, daß er nahe daran war, seine Empfindungen ohne Umschweife auszusprechen; als aber sein Blick zufällig über August's kleinbürgerliche Erscheinung hinglitt und er in sein ehrliches, aber plummes und nichts weniger als geistvolles Gesicht sah, kam ihm der Gedanke, daß sollte Alma's Bräutigam sein, so unaußersprechlich komisch vor, daß er in ein lautes Gelächter ausbrach.

Dadurch fühlte sich natürlich der Andere beleidigt und fragte nicht ohne einige Empfindlichkeit: „Was er zu lachen habe?“

„Ach,“ entgegnete Victor, schnell gefaßt, „ist es denn nicht lächerlich, daß Sie nicht einmal so viel Muth haben, sich als der erwartete Bräutigam aufzuführen?! Soll Ihnen denn meine Schwester entgegen kommen? Kennen Sie gar nicht die Gesetze der Galanterie?“

„Also glauben Sie,“ fragte August, schon wieder besänftigt, „daß ich gefehlt habe? daß ich gleich hätte sagen sollen: ich bin der und der und komme in der Absicht . . .“

„Freilich!“ rief Victor lachend, „das wäre das Klügste gewesen; aber es läßt sich ja nachholen.“

„Meinen Sie?“  
„Nun, das versteht sich! Hören Sie mich an: Bald nach zehn Uhr gehen Sie hinunter in's Wohnzimmer; zu dieser Zeit werden Sie meine Schwester dort antreffen; und dann sagen Sie ihr ohne Weiteres, was Sie ihr zu sagen haben. — Jetzt aber muß ich fort, denn ich habe eine Unterrichtsstunde außer dem Hause. Adieu, Herr Dümmler, wünsche viel Glück!“ Damit eilte Victor fort, entschlossen, so bald als möglich nach Hause zurückzukehren, um August's Erklärung im Nebenzimmer anhören zu können, denn das schien ihm ein Hauptpaß, welchen er sich um keinen Preis wollte entgehen lassen. Zugleich hoffte Victor seiner Schwester auch einen Dienst zu leisten, wenn er den Gast veranlaßte, seine Absichten noch vor der Rückkunft des Vaters auszusprechen, denn, sollte derselbe wirklich einen so unerhörten Plan in Betreff von Alma's Zukunft haben, so hatte dieselbe in seiner Abwesenheit doch freien Spielraum und konnte dem unwillkommenen Freier einen so gewichtigen Korb geben, daß er das Haus verließ, noch ehe der Vater wiederkehrte.

August verfehlte nicht, sobald der zehnte Glockenschlag verklungen war, sein Zimmer zu verlassen; doch, so muthig er auch die Treppe hinunter ging, vor der Thür angelangt, bemächtigte sich seiner ein solches Gefühl von Angst und Mißbehagen, daß er gern wieder umgekehrt wäre; allein die Erinnerung an das Gespräch mit Victor feuerte bald wieder seine Eitelkeit zum Handeln an, und so faßte er denn einen kühnen Entschluß und trat ein.

Alma befand sich allein; und da sie nach ruhiger Ueberlegung ihre Empfindlichkeit von gestern selbst als ungerechtfertigt erkannt hatte, so empfing sie ihren Gast, um das frihere Betragen gut zu machen, mit einer wohlwollenden Freundlichkeit, welche denselben ungenie befriedigte.

„Jetzt ist gerade der rechte Augenblick!“ Mit diesem Gedanken ging August auf Alma zu, ergriff ihre Hand, drückte einen lauten Kuß auf dieselbe und sprach: „Mein sehr geehrtes und liebtes Fräulein! Ich war gestern recht ungezogen, daß ich Sie nicht sogleich begrüßte, wie es meiner — na, wie es meiner Braut zukommt; Sie werden ja doch wissen, was Ihr Herr Vater mit mir verabredet hat von wegen uns Beiden? . . .“

Da Alma nicht antwortete, sah August fragend zu ihr

auf ... mit weit offenen Augen starrte sie ihn an, ohne ein Wort zu sprechen.

„Was ist denn das?“ dachte August; „am Ende — ich glaube gar, sie hört nicht gut; das wäre fatal, aber es läßt sich nicht ändern; ...“ und mit gesteigerter Stimme fing er an seine Rede zu wiederholen, indem er seinen Mund dem Ohre Alma's möglichst nahe brachte. Diese unerwartete Bewegung vermehrte nur ihren Schreck ... der Gedanke, daß ihr Kopf nicht recht im Kopfe sei, tauchte plötzlich in ihr auf, und da sie eine unüberwindliche Furcht vor Geistesfranken hatte, sprang sie mit einem lauten Schrei fort, riß die Thür auf und stürzte hinaus in das Vorzimmer; dort fiel sie, ohne zu wissen, was sie that, einem ihr Entgegenkommenden in die Arme ... es herrschte eine augenblickliche Stille ... dann sagte die Stimme eines Dritten: „Sage mir, Kind, was soll das heißen?“

Alma richtete sich bei diesen Worten empor; sie erkannte die Stimme ihres Vaters; doch als sie auf sah, war es nicht sein Gesicht, das sie erblickte. „Steinau!“ rief sie; „mein Gott, wie ist mir denn? Steinau ... Ach, da ist der Vater!“ sprach sie, zur Seite blickend, „ich hatte ihn doch sprechen hören ...“ Dabei machte sie sich von Steinau los und trat erröthend zurück.

„Ich glaube, Mädchen,“ begann Herr Mathes, „die Freude verwirrt Dich! Uns Beide hättest Du wohl nicht zusammen erwartet?“ Und Mathes brach in ein herzliches Gelächter aus, welches Alma's Verlegenheit noch vermehrte.

„Mengstigen Sie sich nicht,“ sprach jetzt Steinau, indem er sich ihr wieder näherte, „ich komme mit Bewilligung Ihres Vaters und, wie er mir selbst gesagt hat, als ein gern gesehener Gast.“

„Ach,“ rief Mathes dazwischen, „dieses Wort erinnert mich an den Andern! Habt Ihr nicht schon einen Gast, Alma?“

„Ja,“ erwiderte diese etwas gefasster, „da drinnen ... er hatte mich so erschreckt! Ich glaube, er ist nicht recht geschiedt.“

„O, nun verstehe ich!“ rief Steinau.

„Ja, ich begreife jetzt auch,“ sagte Mathes; „gewiß hat er Dir so eben sein Herz zu Füßen gelegt?“

Alma nickte bejahend. „Da Ihr,“ wandte sich nun der Vater an sie und Steinau, „wohl keine Lust haben werdet, mich zu begleiten, so will ich die Sache allein abmachen.“

Alma, froh, Gelegenheit zu finden, von Steinau einige Aufklärung zu erhalten, öffnete die Thür eines anderen Zimmers, während Mathes in das von ihr verlassene eintrat.

Hier fand er August mit dunkelrothem Gesichte und jammervoller Miene vor seiner Frau stehend, die den Schrei ihrer Tochter vernommen hatte und darauf herbeigeeilt war; ihr theilte nun eben der unglückliche Freier, bestürzt und zugleich beleidigt, die ihm widerfahrne Behandlung mit.

Frau Mathes befand sich übererleuchtet hierbei in der pein-



Neujahrsfeier in Deutschland.



Neujahrsfeier des armen Mannes in der ganzen Welt.

lichsten Verlegenheit, so daß ihr die Ankunft ihres Gatten eine große Erleichterung war. „Da kommt mein Mann!“ rief sie erfreut; „nun wird sich Alles aufklären ...“

„Das — ist Ihr Mann? Wirklich Ihr Mann?“ schrie August.

„Ja wohl.“

„Was? Sie — Sie — nein, Sie sind nicht Herr Mathes!“

„Doch, mein lieber Freund,“ entgegnete der Angeredete, „ich bin der Kaufmann Mathes.“

„So bin ich wohl nicht in Osgau? Oder giebt es in dieser Stadt noch einen Zweiten, der so heißt?“

„Sie sind in Osgau und es giebt hier nur Einen, der den Zunamen Mathes führt — und das bin ich.“

„Na, jetzt glaube ich selbst, daß ich verirrt bin,“ sagte August kleinlaut — „oder ... na, ich weiß es mir nicht zu erklären.“

„Aber ich vielleicht,“ entgegnete der Andere; „hören Sie mich an. Mein Nachbar gegenüber, ebenfalls ein Kaufmann, erzählte mir vor einiger Zeit, daß er zu seinem künftigen Schwiegersohn nach Hundsfeld reifen wolle und auch den Besuch desselben bei sich erwarte ...“

„Ah!“ rief August; „sehen Sie, das ist der Rechte, da giebt es doch noch einen Mathes.“

„Mein Nachbar heißt Mathäus Stumpf und wird in seiner Familie so wie von vielen alten Bekannten, zum Unterschiede von seinem Vater Ignaz Stumpf, der

auch Kaufmann ist, gewöhnlich bei dem Vornamen und abgekürzt „Mathes“ genannt; und ich glaube, das ist Ihr Mann.“

„Glauben Sie?“ fragte August noch etwas zaghaft; „ich habe doch den Namen Stumpf nie gehört; mein Vater sprach nur von dem Mathes, und als dieser ankam — mein Vater war damals schon todt — nannte ich ihn demnach auch Herr Mathes; und wie wir dann Alles richtig gemacht hatten von wegen seiner Tochter und mir, nannte ich ihn Herr Schwiegersvater — möglich wäre es aber wohl, daß er noch einen anderen Namen hätte ... geschrieben haben wir nie an einander ...“

„Kommen Sie einmal hierher!“ rief Alma's Vater, der inzwischen an das Fenster getreten war; „kemen Sie den kleinen, dicken Mann dort drüben an der Labentür?“

„Das ist der Rechte!“ rief August hoch erfreut; „da muß ich gleich hinüber! Nehmen Sie es mir nicht übel, daß ich Sie aus Versehen belästigt habe; aber jetzt muß ich fort!“ Mit diesen Worten lief er hinaus.

„Gott sei Dank,“ sprach Frau Mathes, „daß sich das so glücklich aufgeklärt hat.“

„Warte, es kommt noch mehr,“ entgegnete ihr Mann.

„Was denn?“

„Steinau ist hier!“

„Wie? — Du weißt? ...“

„Alles weiß ich, und sollte Dir eigentlich eine Strafpredigt halten, daß Du mit in dem Complot gegen mich warst; aber ich will Gnade für Recht ergehen lassen und Dir das Vorgefallene kurz erzählen.“

Auf meiner Reise führte mich ein Zufall mit Steinau zusammen, der von Berlin kam, wo er — wie ich später

erfuhr — sein Examen glänzend bestanden hatte. Ich hatte Gelegenheit, bei diesem Zusammentreffen Steinau's Namen zu erfahren, ohne daß er den meinigen kennen lernte. Das offene und lebenswürdige Wesen des jungen Mannes aber hatte einen so guten Eindruck auf mich gemacht, daß ich bei einem Besuche, den ich meiner Schwester in R. machte — da mich meine Geschäfte unerwartet in die Nähe dieser Stadt führten — nicht unterlassen konnte, ihr von meiner interessanten Bekanntschaft zu erzählen. Schwester Marie, überrascht und zugleich erfreut hierüber, sagte mir Muth und gestand mir, daß Alma, während sie sich in ihrem Hause aufhielt, Steinau kennen gelernt habe u. s. w. Du weißt das ja umständlich, meine aufrichtige Gattin! ... Aber still! entschuldige Dich nicht und danke vielmehr Gott, daß sich bei unserem ersten Zusammentreffen der Schein so weit in mein Herz hineingeschmeichelt hatte, daß ich diese Geschichte nicht so übel aufnahm, als Ihr es Alle verdient hättet. Kurz gesagt, Marie that noch das Ihrige — Du kennst ja diese weiche Seele — mich zu besänftigen, und da ich überdies bei näherer Erkundigung nur Gutes von Steinau erfuhr, so entschloß ich mich, die Rolle des verzehrenden Vaters zu übernehmen. Doch, eine kleine Strafe solltet Ihr wenigstens haben! Marie hatte mir nämlich erzählt, daß Steinau meine Abwesenheit — von der sie ihn selbst schon früher unterrichtet hatte — benutzen wollte, um hierher zu reisen und mit Euch Rücksprache zu nehmen, ob jetzt der günstige Zeitpunkt wäre, meine Einwilligung zu erlangen. Darauf nun baute ich meinen Plan; und nachdem ich Marien strenges Stillschweigen anbefohlen, schrieb ich an Dich und kündigt Dir den Besuch des künftigen Schwiegersohnes an. Dieser Brief mußte wenigstens einen Tag früher als Steinau eintreffen, und ich hatte so die Gelegenheit, Euch vierundzwanzig Stunden neugierig und unruhig zu wissen. Daß noch ein solches Mißverständnis daraus entstehen würde, hätte ich freilich nicht gedacht.

„Ich trete nun meine Rückreise an und auf der vorletzten Poststation treffe ich heut früh ganz unerwartet wieder mit Steinau zusammen. Der aufgeregte Zustand, in welchem er sich befand, sein verändertes Aussehen fielen mir auf, und plötzlich überkam mich eine furchterliche Angst, daß hier ein Unglück geschehen sein könnte. Ohne daran zu denken, daß Steinau nicht einmal mein Verhältnis zu Alma kennt, frage ich ihn nach Euch; er scheint überrascht davon, versichert aber, er habe Niemanden aus diesem Hause gesehen. Das war mir unglaublich und ich gebe mich ihm zu erkennen, was er mit einer beinahe verlegenden Kälte aufnahm. Schon will ich mich, hierdurch beleidigt, von ihm abwenden, da ängstigt mich der Gedanke auf's Neue, daß irgend ein Unglück geschehen sein könnte und daß Steinau durch diese Kälte einer Erklärung ausweichen will. Nun bringe ich in ihn, ein Wort giebt das andere, und endlich erfahre ich, daß er mich für einen Tyrannen von Vater hält, der seine Tochter der Geldgier opfern will; und daß er — erzürnt und außer sich darüber, Alma in Beziehung zu einem so gewöhnlichen Menschen gebracht zu sehen — Glogau nach kurzem Aufenthalte verlassen, ohne sie aufgesucht zu haben. Anfänglich wußte ich mir nicht zu erklären, wie ein ganz Fremder sich für meinen künftigen Schwiegersohn hätte ausgeben können — später fiel mir die Mittheilung meines Nachbarn ein, und da sein Vor- und mein Zuname schon früher einmal Veranlassung zu einer Verwechslung gegeben, errieth ich ohngefähr den Zusammenhang. — Nachdem ich nun Steinau eine gebührende Strafpredigt gehalten, daß er die arme Alma habe ihrem Schicksale überlassen wollen — was er auch, als seine erste Dike verbracht war, aufrichtig bereute —, nöthigte ich ihn, mit mir zurückzureisen. Du kannst denken, daß er sich hierzu nicht bitten ließ; und jetzt ist er bei Alma und erzählt ihr wahrscheinlich dasselbe, was ich Dir so eben mittheilte — vielleicht auch noch etwas mehr. Doch, sie können in Zukunft noch genug mit einander plaudern! Rufe sie nur jetzt herein, sie sind im blauen Zimmer.“

„Da kann ich wohl gehen?“ fragte Victor, der seinen Posten zwar zu spät eingenommen hatte, um August's Erklärung zu hören, doch früh genug, um den übrigen Vorgängen mit beizuwohnen, und der bei dem Interesse, welches er an denselben nahm, unwillkürlich von seinem Versteck bis in's Wohnzimmer vorgekrücht war.

„Blitzjunge!“ rief der Vater, „bist Du auch schon wieder da? Nun, meinethwegen geh!“

Als Alma und Steinau bald darauf eintraten, rief ihnen Mathes entgegen: „Ihr Glücklichen, wenn Ihr zwei andere Glückliche sehen wollt, so kommt an's Fenster!“ und seinem Rufe folgend, saßen sie an einem Fenster des gegenüberliegenden Hauses Herrn August Dümmler, welcher, die Hand eines sehr blühenden, stämmigen Mädchens in der seinen haltend, überglücklich in das lachende Gesicht desselben schaute und, als er bald darauf die Gesellschaft im anderen Hause

bemerkte, mit ein paar tiefen Blicklingen hinübergrüßte, während sein „Malchen“ sich verschämt zurückzog. Victor aber — da die Uebrigen nach Erwiderung von August's Gruße das Fenster verlassen hatten — hielt seine Hand trichterförmig vor den Mund und rief: „Wenn Sie heut' Abend Thee trinken, Herr Dümmler, so verbrennen Sie sich nicht wieder die Zunge!“ [2713]

### Neujahrsnacht.

(Hierzu 2 Abbildungen.)

Es ist Winter draußen, die Sterne blicken auf schneebedeckte Felder, die Wellen des Stromes grollen, wie gefangene Löwen, in ihrem Kerker von Eis, von den Bäumen des Waldes schüttelt der Wind heulend die glitzernden Reif-Diamanten und fährt über die einsame Landstraße daher, seufzend, wie ein verirrter Wanderer.

Ein wunderbar poetischer Schauer weht uns an in der nordischen Winternacht, ein Schauer, verflücht durch das Gefühl des warmen Lebens in der eigenen Brust, gemildert durch das rege Treiben der Menschenwelt um uns her, und beruhigt durch das Bewußtsein, daß ein Frühling kommen müsse, dessen mächtiges Liebeswort die schöne starre Scheinleiche Natur neu beleben werde.

Was ist die Neujahrsnacht anders, als eine Winternacht? Blicke der Mond in der Neujahrsnacht mit sanfterem Strahl auf die Erde hinab, zum Abschied dem alten Jahr? Braust der Sturm minder schaurig? Ist die Finsterniß minder schwarz? tönt der letzte Glockenschlag des scheidenden Jah-



Zu dem Artikel: Das Schlittschuhlaufen (Seite 22.)

res anders, als der, welcher einen Tag von dem andern trennt? — Das nicht; die Natur hat keine Schranke aufgerichtet zwischen dem letzten Tage des alten und dem ersten Tage des neuen Jahres, aber der Geist des Menschen hat einen Markstein hingestellt an die Pforte des neuen Jahres, daß die Pilger des Lebens eine Weile mit ihren Gedanken ausruhen mögen an der Stelle, wo sie den bedeutenden Theil der irdischen Zeit durchmessen, den wir ein Jahr nennen.

Das ist's, was die Neujahrsnacht heraushebt aus der langen Reihe düsterer Winternächte, und ihr, wie der Weihnacht, einen eigenthümlichen Charakter, eine heilige Bedeutung verleiht. Wir zählen unser Leben nach Jahren und stehen am Ablauf eines jeden still, wie der Wanderer an den Meilensteinen des Wegs, und schauen zurück auf den durchspülteren Raum. Das heißt, wir, die wir nicht mehr Kinder sind, um den Wechsel des Jahres unbewußt zu verschimmern, nicht mehr jung genug, das neue Jahr tanzend zu bewillkommen, sondern besonnen genug, um in ruhiger Betrachtung das eigne Leben und das Leben Anderer an uns vorübergleiten zu sehen.

Ah, wie verschieden sind die Pfade, welche das vergangene Jahr die Menschen geführt; die Einen führte es auf ebnem, sonnigem Wege, wo Blüten des Genusses dem Wandlenden von allen Seiten lockend winkten, wo es nicht an schattigen Ruheplätzen fehlt, auf denen der vom Glück Ersehnte neue Kräfte sammeln kann zur ferneren Wallfahrt, sich stärken zu neuen Freuden, zu neuen Genüssen; den Andern führte es den steilen Pfad endloser Mühen, rastloser Arbeit; einen Dritten beraubte es der theuersten Güter des Herzens und ließ ihn einsam in der Debe des Lebens zurück.

Wie schnell verfliehet ein Jahr im Leben des Menschen, es ist, wenn wir zurückblickend es betrachten, ein gar kleiner Zeitraum, und doch, welche Fülle von Ereignissen drängt sich in diesem kleinen Raume zusammen für Völker und Individuen; wie viel erwachende, wie viel erloschene Leben, wie viel Knospende, wie viel verwelkte Hoffnungen, wie viel Triumphe, wie viel Niederlagen, wie viel Wonne, wie viel Schmerzen

fielen als Loose aus dem Rabe der Zeit der Menschheit zu im Zeitraum — eines Jahres!

Was wird das neue Jahr bringen? fragt fast unwillkürlich der Gedanke, welcher dem scheidenden Jahre sinnend nachblickt; bringt es Verfall oder Gedeihen, Leid oder Schmerz, Leben oder Tod? Wir wissen's nicht, aber rüsten wollen wir uns für Alles, was es über uns verhängen möge, rüsten mit Demuth, das Glück zu tragen, mit Gottvertrauen und Muth, dem Mißgeschick zu begegnen, mit Heiterkeit, den Werth des Daseins bei Arbeit und Genuß zu empfinden, und mit Ruhe, dem Tode ins Antlitz zu sehen.

Weit häufiger, als man glaubt, hat der Mensch das Glück seines Lebens in der eignen Hand, und jedem von uns steht es frei, das kommende Jahr für sich, wenn nicht zu einem glücklichen, so doch zu einem segensreichen zu machen, segensreich für sich und Andre. Darum laßt uns dem kommenden Jahre nicht mit Bangen entgegensehen, sondern bedenken, daß, welche Trübsal es auch bringen möge, es auf Erden ja doch kein Leiden giebt, welches nicht den Keim irgend eines Glückes, einer Besserung, einer Erhebung in sich trüge, wenn wir nur diesen Keim zu pflegen verstehen.

Die Uhren der Stadt rufen, eine nach der andern, den letzten Stundenschlag des scheidenden Jahres in die Nacht hinaus; sinnend lauht der einsame, ernste Denker dem Klange und fragt, wie weit werde ich vorgebrungen sein auf der Bahn der Erkenntniß, wenn das jetzt beginnende Jahr mit diesem Glockenschlage Abschied nimmt?

An dem Familientisch versammelt, beim trauten Schein der Lampe, erwartet hier ein froher Kreis von Menschen, welche durch Verwandtschafts- und Freundschaftsbande verknüpft sind, den Abschied des alten, den Beginn des neuen Jahres; mit wehmuthverschleiertem Auge ergreift der greise Vater, die greise Mutter, welche dem Ziel der irdischen Wallfahrt nahe stehen, das Glas mit dem blinkenden Wein, und die Kinder und Enkel, welche den steilen Bergpfad des Lebens noch mit hoffnungsvollen und mutiggeschwellten Herzen aufwärts pilgern, auch sie ergreifen die weingefüllten Becher und bringen der Zukunft, dem neuen Jahre, ein klingendes Willkommen.

Wie dort die Fenster so strahlend in die Nacht hinaus blicken, wie mächtig stolz und jubelnd die Töne der Musik herüberschallen! Von den Klängen getragen, schweben die Gestalten der tangenden Paare am Fenster vorüber. Man feiert dort den Sylvesterball, dieses Fest, welches das Entzücken der Jugend, und strengen Moralisten ein Grauel ist. Mag immerhin die Jugend tanzend das neue Jahr begrüßen, ist doch der Tanz ein so natürlicher Ausdruck der Freude und Lebenslust, und ein neues Jahr für die Jugend ein so freudiges Ereigniß! Freude ist auch ein Gottesdienst, und das, was wir mit dem profanen Wort:

„Vergnügen“ bezeichnen, ist nicht nur keine Sünde, sondern sogar für das jugendliche Alter eine Nothwendigkeit. Würde der durch die Erfahrungen eines langen Lebens Geprüfte nicht mit tadelndem oder mißbilligendem Stirnrunzeln hintersehen nach dem erleuchteten Ballsaal, wo „die Glücklichen dieser Erde“ dem alten Jahre mit Musik, Gastmahl und Tanz ein Abschiedsfest feiern! Laßt das junge Mädchen im zarten, schimmernden Ballkleide, mit dem Blumenkranze in den glänzenden Locken, immerhin, von der Freude des Tanzes erregt, dem neuen Jahre entgegenlächeln! Ihr ist ja die Zukunft ein paradiesischer Garten, wo sie die Blume Glück in tausend Gestalten winken sieht; gönnt dem jungen Mädchen das Lächeln, welches sie dem neuen Jahre aus sorgenlosem Herzen entgegenträgt; vielleicht sitzt in nächster Neujahrsnacht dieses Mädchen als junge Gattin und Mutter weinend und betend am Bette ihres kranken Säuglings, mit der Angst der Mutterliebe die schwachen Athemzüge des leidenden Lieblinges zählend und die Glockenschläge überhörend, welche die letzten eines an Wonne und Schmerzen so reichen Jahres sind.

Gönnt der Jugend den Tanz, das fröhliche Lachen, Spiel und Vergnügen, auch wenn ihr selbst die Erfahrung gemacht, daß diese Dinge vergänglich, und daher „eitel“ seien. Eben weil sie vergänglich, müssen sie genossen werden in der Frühlingzeit des Lebens, und wer das Glück des Lebensfrühlings ungetrübt genossen, wird dem Ernst des fortschreitenden Daseins muthiger und freudiger entgegengehen, als der, welcher die der Jugend gebührenden Freuden als Sünde stehen mußte. Nicht die Lehren von der Eitelkeit alles Irdischen machen die Jugend ernst und zum Nachdenken geneigt; Worte, auch die eindringlichsten, berühren das freudedurstige Herz des an Glück gewöhnten Menschen nicht tiefer, als der Wollenschatten die tanzenden Wellen des silberklaren Flusses; nur das wirkliche Leben, die Erfahrung bringt den Ernst in die Seele des Menschen.

Ah manches Kind von zehn Jahren ist ernster, erfahrungreicher, als Personen im vorgerückten Alter, denen, von

Verhältnissen begünstigt, die harte Schule des Lebens erspart blieb.

Blicken wir hinüber in das Dachstübchen, wo eine kleine Familie bei einfachem Mahle die Neujahrnacht feiert. Kein Abglanz der Freude, welche vom Ballsaal unten tönend herauf klingt, ist in den Zügen der Drei zu bemerken. Traurig sitzen sie einander gegenüber, wegen kaum noch Eines das Andere anzusehen, denn — es steht ihnen eine Trennung bevor. Das Töchterchen, den Jahren und dem Körper nach noch ein Kind, muß morgen mit dem ersten Tage des neuen Jahres fort von den Eltern, muß unter andere Leute, um sich fortan ihr Brod selbst zu verdienen. Die Eltern haben noch mehrere Töchter, die alle schon in Dienst gegangen sind, aber diese ist die jüngste und letzte, und deshalb wird ihnen der Abschied wohl schwerer. Sie denken wohl, wie in der nächsten Neujahrnacht sie so allein im Stübchen sitzen werden, und wie ihr Kind vielleicht unter fremden harte Behandlung erfahren muß... Doch — das Loos des Armen ist immer und zu allen Zeiten gleich, es heißt Entfagen — Entbehren, und wohl dem Armen, der auch bei Entbehrung glücklich zu sein vermag. Die Hoffnung ist die Trösterin des Armen; sie flüstert wohl auch den betriübten Eltern im Dachstübchen drüben beruhigende Worte ins Herz und sagt ihnen, daß ihrem frommen Kinde unter fremden Menschen wohl ein Glück blühen könne, welches ihm bei den Eltern nimmer zu Theil geworden wäre; dem Kinde leicht die dieselben Erklärungen und ermunternd das junge, bang schlagende Herz durch die Aussicht, den Eltern Freude zu machen, sie vielleicht unterstützen zu können. Gute Vorsätze und fromme Wünsche werden zum Gebet, das am Schluß des Jahres aus dem kleinen Dachstübchen aufsteigt zum Herrn der Zeit, zum Lenker der Menschenschicksale, und mit ganzem Herzen stimmen wir ein, wenn beim ersten Glockenschlage des neuen Zeitabschnittes die Betrübten sich die Hände reichen und sprechen: „Gott gebe uns ein glückliches, neues Jahr!“

[2714]

Marie Harrer.

### Das Schlittschuhlaufen.

Auch der so viel geschmähte, so hart beschuldigte Winter hat seine Freunde, denn er hat seine Freuden. — Wenn über die weite schneebedeckte Ebene die bunten Züge der Schlittschuhläufer mit fröhlichem Geklingel daherziehen, wenn auf spiegelglatter Eisfläche die gewandten Schlittschuhläufer mit Gedankenschnelle über die schimmernde Bahn dahingleiten, und das Gewölbe des Himmels in seiner hellen winterlichen Bläue über dem heitern Schauspiel sich ausbreitet, da fühlen wir uns versucht, auch der kargen Naturgaben des Winters: Schnee und Eis, uns zu freuen, weil — wir sie zu benutzen verstehen.

Ich meine, der Südländer, der das Eis höchstens als importirte Waare kennt, und die grünen Ebenen seiner Heimath nie im blanten Harnisch des Winters sah, müßte den Nordländer beneiden, wenn er ihn mit der Schnelligkeit des Vogels, oder mit der Eile des Dampfrosses daherjagen sieht; es ist, als lege mit den Schlittschuhen der Körper Flügel an, als fühle bei der leichten Bewegung des Körpers auch die Seele sich gehoben, als erlange auch sie die Kraft, Alles, was drückend schwer auf ihr lastet, abzuwerfen und frei das Leben einzuathmen, frei, wie ihr irdischer Gefährte, der Körper, über die Erde dahinfliehet.

Lange, lange war das Schlittschuhlaufen nur ein dem stärkeren Geschlecht erlaubtes Vergnügen, es gehörte zu den Ergötlichkeiten, welche, wenn eine Dame sie sich gestattete, ihr das Prädicat „unweiblich“ zugezogen haben würden. Das Schlittschuhlaufen stritt gegen das, was man als Sittsamkeit und weibliche Zurückhaltung an den Frauen vorzüglich hochschätzte, doch die neuere Zeit, welche uns so manches wichtigere Recht in der bürgerlichen Gesellschaft eingeräumt, hat auch die falschen Begriffe von Wohlstandigkeit so weit berichtigt, den Frauen körperliche Übungen, wie das Turnen und das Schlittschuhlaufen, zu gestatten, ja ihnen solche Übungen sogar als heilsam anzurathen.

Den Bewohnern größerer Städte sind die Freuden des Naturgenusses sehr sparsam zugemessen, und die von Gott für alle Creatur bereitete beste Arznei: frische Luft, ist für Viele nur selten und mit Mühe zu erreichen. Wer zur Sommerzeit den Qualm im Mittelpunkt einer großen Stadt als „Luft“ einzuathmen gezwungen war, wird die Wallfahrten begreiflich finden, welche an Sonn- und Festtagen die eine Woche lang Eingekerkerten nach den Vergnügungsorten außerhalb der Stadtmauern antreten, und die armen Leute nicht vergnügungsfähig schelten, wenn sie weitenwege Wege machen, um einige Stunden im Freien zu sein.

Der Winter, der entschiedene Widersacher alles dumpfen, verschlossenen Wesens, schreitet durch die von Steinklopfen eingeeengten Straßen, jagt mit unerbittlicher Strenge alle unsauberen „Geister der Lüfte“ davon, und sein frostiger Hauch segt Pflaster und Trottoirs so blank und rein, als hätte er den Straßentehern ihr verdienstliches Handwerk abgelernt. Auch in das Herz der schönen Residenzstadt Berlin strömt die winterliche frische Lebensluft durch die Andern der Straßen, belebend und erheitend; die Schulknaben, mit muntern, frostgerötheten Gesichtern, brauchen freilich jetzt noch einmal so viel Zeit als sonst, von der Schule nach Haus zu gehen, und werden ohne Verweis nicht davon kommen; aber das Eis, das Eis! es ist zu lockend — es ist eine reine Nimmöglichkeit, an einem Stückchen gefrorenen Rinnsteins vorüberzugehen, ohne einmal hin und her zu „schlüpfen.“ Den kleinen Mädchen oder kleinen Damen, die in Muffen und warme Mäntel gehüllt, aus dem „Institut“ nach Hause wandern, geht es nicht besser, und wer möchte den ersten Stein auf sie werfen, wenn er der eigenen Knechtlichkeit denkt und sich den Zauber zurückruft, mit welchem ihn ein wenig gefrorenes Wasser zu fesseln vermochte; denn es muß ein wirklich großer Zauber sein, der einem Schulkinde das Mittagessen oder Besperbrod auf einige Zeit in Bergesehenheit bringt.

Seit das Schlittschuhlaufen ein für das weibliche Geschlecht sanctionirtes Vergnügen geworden, dürfen auch die jungen Berlinerinnen dasselbe nicht mehr zagen, als verbotene Frucht

genießen, ja, es giebt jetzt sogar Schlittschuhlauf-Anstalten innerhalb Berlin, wo unter steter Aufsicht Kindern sowohl als Erwachsenen das Schlittschuhlaufen gelehrt wird. Im Interesse der Damen ist eine geschickte Lehrerin engagirt, welche die Kunst des gräßlichen Eislaufs ihren Schülerinnen in kurzer Zeit beizubringen versteht.

Es ist ein lebensvolles, wahrhaft interessantes Bild, die mit Schlittschuhlaufenden Herren und Damen bedeckte Eisfläche in Sonnenschein eines hellen Wintertages; elegante Schlittschlitten, von gewandten Schlittschuhläufern geschoben, fliegen mit ihrer schönen Bürde aneinander vorüber, Knaben, in langen Reihen oder im lustigen Durcheinander auf dem Eise sich tummelnd, begrüßen mit Jubelgeschrei die etwaige Niederlage eines ungeschickten Kameraden, zarte Mädchengestalten, die eiserne Sandale an das schlanke Füßchen geschnallt, versuchen schüchtern, von der Lehrerin geleitet, die ersten Schritte auf dem „treulosen Element.“ Junge Damen, in eleganter, pelzverbrämter Basquine, welche dem Körper die volle Freiheit der Bewegung läßt, gleiten mit gräßlicher Sicherheit über die Fläche, beneidet von den noch ungeübten Züngerinnen der Kunst, die auf dem schlüpfrigen Boden sich noch nicht zu bewegen vermögen.

Jedenfalls ist durch die Schlittschuhlauf-Anstalten innerhalb der Stadt Berlin um eine Quelle wahren, heilsamen Vergnügens reicher geworden. Und daß auch die jüngern Prinzen und Prinzessinnen des königlichen Hauses sich zu Zeiten auf den Eisbahnen des Thiergartens unter das Schlittschuhlaufende Publikum mischen, erhöht natürlicher Weise noch das Interesse der Berliner für dieses Vergnügen.

In gewisser Beziehung noch anziehender als der Anblick der sonnenbeleuchteten Eisbahn ist es, die Fläche unter dem Dach des sternbesäten Himmels, von Laternen erhellt, zu durchfliegen, — es ist der Zauber des Märchens, welcher mit Abenddunkel und Lichterglanz auf die Scene sich herabsenkt, und auch uns große, erwachsene Menschenkinder eine Weile gefangen nimmt.

Unter allen körperlichen Übungen ist wohl Schlittschuhlaufen diejenige, welche zur Gewandtheit und Grazie der Bewegungen am meisten beiträgt, da sie vollkommene und sichere Beherrschung aller Gliedmaßen beansprucht, doch der bei weitem größere Nutzen des Schlittschuhlaufens liegt in seinem Einfluß auf die Gesundheit. Es bedarf weder ärztlicher Verglaubigung, noch sonstiger Versicherungen, daß eine Bewegung in freier Luft, welche die Muskeln in heilsame Thätigkeit, das Blut in rascheren Umlauf bringt, dem Körper von großem Nutzen sei, namentlich dem weiblichen, der gar zu häufig durch die Gewohnheit oder Nothwendigkeit einer sitzenden Lebensweise verkümmert und in seiner Entwicklung gehemmt wird.

Gewandtheit hat uns nur gegen den Anblick des Nebels gleichgültig gemacht, sonst müßten wir mit Trauer auf die Masse weiblicher Wesen schauen, welche mit unentwickelten Gaben des Körpers kümmerlich vegetirend ihr Leben hinbringen und das Glück kaum kennen gelernt haben, welches der Aufenthalt und die Bewegung in freier Luft, welche das „Vertrautsein mit der Natur“ gewährt.

Glaubt nicht, ihr Eltern, eure Kinder zu glücklichen Menschen zu erziehen, wenn ihr sie sorgfältig vor jedem rauhen Rütteln bewahrt, wenn ihr jede Anstrengung des Körpers von ihnen fern haltet; ihr zerreißt dadurch das Band, welches jede junge Menschenseele mit gewaltiger Kraft zu unserer gemeinsamen Mutter Natur hinzieht, ihr zerreißt es zu eurem und eurer Kinder Unglück, denn der Mensch, welcher mit der Natur zu verkehren sich hüten muß, weil sein verweichlichter Körper ihre Berührung nicht verträgt, lebt in ewiger Knechtschaft und ist ausgeschlossen von dem Genuß des seligsten Freiheitsgefühls, von dem Gefühl der Freiheit, welche im Arm der Natur uns umfängt.

Den höchsten, reinsten Lebensgenuß gewährt der Umgang mit der Natur, und nur der Umgang mit ihr lehrt sie uns kennen in ihrer ewigen Schönheit und Milde, lehrt sie uns lieben, auch wenn ihr Athem nicht weich und warm, wie ein Sommerabendlüftchen unsere Wangen streift. Wer die Natur nicht liebt eben so im Grau des Herbstnebels wie im Blüthenstaub des Frühlings, nicht im starren Panzer des Eises wie im Gewittersturm, im wimmelnden Schneegestöber wie in der Wonne des Rosenmondes, der versteht sie nicht. Die Natur ist immer und überall schön, entzückend in ihrer Blüthe, segensreich als Ernährerin, lebenswährend in ihrem Schummer und ehrfurchtgebietend selbst wenn sie vernichtet!

Wir würden uns innig freuen, wenn wir auf unsern winterlichen Ausflügen recht vielen Schlittschuhläuferinnen begegneten, so wie auch, wenn das Eis dieses Winters überall viele schöne Nordländerinnen bewegen möchte, „ihre Flügel“ darauf zu versuchen. Gewandtheit und Anmuth der körperlichen Bewegungen, beide ganz unzertrennlich, gehören zu den erstrebenswertheften Eigenschaften, auch für das weibliche Geschlecht. Nur wer den Körper ohne Anstrengung und Zwang brauchen kann, ist vollkommen glücklich. Darum sollte bei der Erziehung der Mädchen neben der Bildung des Geistes und Herzens auch darauf gesehen werden, dem Körper die Schwere zu nehmen und ihn zu einem füglamen Werkzeuge des Willens zu machen.

Körpergewandtheit giebt ein Bewußtsein von Kraft und Freiheit, von Unabhängigkeit und gesundem Selbstvertrauen, und stimmt das Gemüth zur Heiterkeit, während Unbeholfenheit, der Gewandtheit bebauerlicher Gegensatz, nur allzu häufig eine Quelle der Demüthigung, der Enttäuschung, des Trübsinns wird.

Darum wagt es nur, ihr meine jugendlichen Leserinnen, die Schlittschuhe an eure Füße zu schnallen, die ja im parquettirten Tanzsaal schon rascher Bewegung auf glattem Boden gewöhnt sind, durchschießt den glänzenden Saal, den der Winter für euch gezimmert, und schreckt nicht zurück, wenn sein Athem euch kalt anweht; die Rosen eurer Wangen werden um so schöner blühen nach dieser erfrischenden Berührung, denn was bei der Bewegung in der freien, winterlichen Natur euer Blut so leicht durch die Adern treibt, was danach euch so süß und fest schlummern läßt, ist die Gesundheit.

[2715]

### Erklärung des Modenbildes.

Robe von grauem Reys, zu beiden Seiten des Rockes a bandes verziert durch 2 Streifen von braunem Plüsch, in deren Mitte Schleifen von brauner Seidenkammur mit Quasten bilden den Schooß, welcher, wie die Taille überhaupt, mit braunem Plüsch ringsum besetzt ist. An den die Taille umgebenden Plüschstreifen schließt sich nach innen zu eine Fledche aus braunseidener Schuur, wie solche auch zu den Quastenschleifen verwandt ist, welche die Garnitur des Rockes und die Spitzen des Schooßes zieren. Die halblangen Aermel bestehen aus einem großen Puff nebst Aufschlag und Ueberärmeln von braunem Plüsch, welche letztere eine dem Ganzen entsprechende Verzierung haben. Kragen und Ballonunterärmel von gesticktem Mull.

Dieses vorzüglich schöne Pariser Modell eines eleganten Hauskleides, dessen Schnitt wir auf dem nächsten Supplementent bringen werden, ist dem Lager von Theodore Morgestern (Paris und Berlin) entnommen, auf dessen Reichhaltigkeit wir die Leserinnen schon wiederholt aufmerksam machten. [2725]

### Weisse Vorhänge.

Gewiß wird Jedermann zugestehen, daß ein weißer Vorhang dem Zimmer etwas ungemünztes freundliches und Behagliches verleiht, daß er dessen Eleganz vervollständigt und uns vom Fenster aus so poetisch anlacht, wie es kein Stoffvorhang ihm nachzuthun im Stande ist, und sei er auch von Sammt und Seide! In Schlaf- und Speisekammern machen nun stets die dunkeln Vorhänge den weißen den Rang streitig, und haben dort auch wirklich ihre Vorzüge, allein im Wohnzimmer und Salon lassen sich letztere so leicht nicht verdrängen und erscheinen jeden Frühling in immer durchsichtigeren, klareren Stoffen und immer reizenderen Dessins in unsern Weißwaarenmagazinen.

Früher, d. h. vor 10—15 Jahren, waren gestickte Mullvorhänge schon recht elegant, man begnügte sich, solche im Salon zu haben; die in den Nebenräumen waren von glatten weißen Stoffen, mit Spitzen, Glöckchen und Borden aller Art besetzt. — Aber jetzt? Tüllvorhänge, reichgestickte Tüllvorhänge müssen es sein, denen man allein heut zu Tage erlaubt, sich in den Frontefenstern unserer Wohnungen zu zeigen. Die gestickten Mullvorhänge sind entweder ganz aus dem Hauswesen verbannt, oder man hat sie zerhackt und zu Toilettegeschühmüllungen oder für Garderobe- und Speisekammerfenster benutzt. In manchen Häusern haben sie sich aber dennoch erhalten, und hängen noch, obgleich der Zahn der Zeit, im Verein mit den Händen ungeschickter Wäscherinnen, ihnen bedeutende Schäden zugefügt hat, die auch den Bemühungen der geschicktesten Stopfnadel widerstehen. Die Hausfrau wirft bereits einen besorgten Blick auf die Invaliden und sieht die Nothwendigkeit einer neuen Anschaffung ein, jedoch nicht, ohne auch der bedeutenden Ausgaben zu gedenken, die die neue Bekleidung der 3 oder 5 Fenster des Salons veranlaßt. Wir sind nun im Stande, unsern Leserinnen ein Verfahren mitzutheilen, das sie in den Stand setzen wird, den lurrirösen Anforderungen der heutigen Mode zu genügen, und sich schön gestickte Tüllvorhänge anzuschaffen, ohne ihre Kasse bedeutend anzugreifen, es bedarf nur ihrerseits ein wenig Geduld, Geschmak und Ausdauer.

Das Geheimniß der eben ausgesprochenen Verheißung liegt in der Uebertragung der alten Stickerie auf neuen Tüll!

Man kaufe groben starken Baumwolltüll (mindestens 2½ Elle breit) so viel als man nach Verhältnis der Fensterhöhe zu brauchen gedenkt, und schneidet von demselben die einzelnen Bahnen ab. Die alten Mullvorhänge läßt man waschen, aber nicht stärken, kühlt dieselben feucht, wobei man die Stickerie recht ausdrücken muß. Nun beginnt man die dicken gestickten Blumen, Bouquets und Ranken mit einer feinen Schere herauszuschneiden, einzeln oder zusammenhängend, je nach den Mustern. Sind dieselben an ihren Außenseiten fest aneinander, so schneidet man den Mull knapp weg, sind aber die Stiche offen, so läßt man etwas Stoff stehen. Der Tüll wird nun auf einem Tische ausgebreitet und die herausgeschnittenen Theile der Stickerie probeweise darauf gelegt. Hier zeigt es sich, ob die arbeitende Hand Geschick in der Zusammenstellung hat oder nicht; der Effect der Arbeit hängt davon allein ab. Man kann ganz willkürlich mit dem Arrangement verfahren, ohne sich nach der Zeichnung des früheren Mullvorhangs zu richten, nur muß man die regelmäßige Abwechslung des Dessins einhalten. Hat man einen Theil des Vorhangs so genügend zusammengestellt, so heftet man mit langen Stichen die Blumen fest an ihre Plätze und dreht den Stoff um, um auf der Rehrseite mit dem eigentlichen Aufnähen zu beginnen. Man nehme dazu eine feine Nadel und mittelgroße, gut gedrehte Stidbaumwolle (oder Zwirn, der nicht allzu hart sein darf), und nähe hart am Rande herfabrend, mit schrägen, halbem Kreuzstich ähnlichen Stichen die Stickerie mit dem Tüll fest. Ist die Blume dick, dann muß außer der Randbefestigung auch in der Mitte mit größeren Stichen die Stickerie an den Tüll angeheftet werden, damit sie sich nicht loszieht. Bei Blättern und Ranken, die nur durch eine Kettennaht auf beiden Seiten eingefaßt sind, muß der dazwischenliegende Mull bleiben, um die Applikationsstickerie nachzuahmen. Die nur in den Mull gestochenen dicken Blumen (ohne Festonmuster), denen man beim Herauserschneiden eine Mullkante lassen muß, bedürfen beim Aufnähen besonderer Sorgfalt. Man muß sie mit sehr engen Stichen aufheften und dabei in all die lose gespannten Stidfäden stechen; erst wenn man sich überzeugt hat, daß die Blume unverschiebbar fest sitzt und alle Stiche gefaßt sind, darf man den vorstehenden Mull abschneiden. Auch die in größeren oder kleineren Bogen gearbeitete Festonkante des Mullvorhangs wird auf den Tüll übertragen, gewöhnlich wird dies sogar zuerst ge-

macht. Die sich bei größeren Blumengruppen ergebenden Zwischenräume kann man sehr gut mit in den Tüll zu stickenden Muschen oder Ringchen ausfüllen, sowie auch mit Ranken, die man mit grober Baumwolle durchzieht oder stickt und damit das Dessin hübsch verbindet.

Beim Waschen solcher Vorhänge hüte man sich vor starkem Reiben. Man erseht dieses durch besseres Einseifen, Zusammendrücken und Ballen, wodurch der Staub aus dem gröblicheren Stoffe eben so gut entfernt wird. Sie werden vorsichtig ausgebreitet und noch ganz feucht auf der linken Seite gebügelt.

[2721]

Marie Louise.

### „Besser als Diamanten!“

Als ich da stand in der breiten, geräuschvollen Straße der großen Stadt, an einem kalten schmutzigen Wintertage, sah ich ein kleines Kind rasch vorüberlaufen, ein armes, schlecht gekleidetes Kind, ein Mädchen. Ihr Röckchen war dürrig und fadenförmig, sie hatte weder Mantel noch Tuch, und ihre kleinen nackten Füße sahen roth und erfroren aus. Das arme frierende Kind — höchstens konnte es 8 Jahre zählen — wie bedauerte ich es!

In der Hand hielt die Kleine ein Päckchen, und als sie im raschen Lauf vorüberging, glitt sie aus und fiel mit einem Behagelrei zu Boden; doch das Päckchen fest in ihrer Hand haltend, raffte sie sich auf und lief, so rasch es mit dem schmerzenden Fuße möglich war, vorwärts.

„Warte doch, Kleine, warte doch!“ rief eine sanfte Stimme, und eine schöne Frau, dicht in einen großen Schawl gehüllt und mit Pelzpalatine und Muff wohl gegen die Kälte verwahrt, trat soeben aus dem nahen Juwelierladen. „Armes Kind,“ sagte sie, „hast Du Dich sehr geschlagen? Setze Dich hier auf die Stufe nieder und erzähle es mir!“

O, wie liebenswerth war die schöne Dame, als sie so freundlich mit dem armen Kinde sprach. „Ich kann nicht warten,“ antwortete die Kleine; „ich kann nicht warten, ich habe große Eile — bin soeben beim Schuhmacher gewesen — und Mutter muß die Arbeit noch zu heut Abend fertig machen, sonst bekommt sie nie mehr Schuhe einzufassen.“

„Noch zu heut Abend?“ fragte die schöne Frau. „Ja,“ erwiderte das Kind, welchem die Freundlichkeit der Dame Muth eingestößt; „ja, heut Nacht ist der große Ball, und dazu müssen die Atlaskische hier besetzt und mit Flittern gefickt werden, und —“

Die schöne Dame nahm das Päckchen aus des Kindes Hand und entfaltete es. Ihr Alle könnt nicht wissen, weshalb sie erst erröthete und dann erblaßte — aber ich — ich sah über die Schulter der Dame in das Päckchen und sah auf der innern Seite des Schutzes einen Namen geschrieben, einen weiblichen Namen, den ich jedoch nicht verrathen will.

„Wo wohnt Deine Mutter, Kind?“ fragte sie endlich. Das Kind nannte ihr die Wohnung; und dann erzählte es ihr, daß der Vater todt sei, der kleine Bruder krank, daß ihre Mutter Schuhe einfasse für Geld, aber daß es bei ihnen oft sehr kalt sei, und daß die Mutter oft weine, weil sie nicht Geld genug habe, um Milch zu kaufen für den kleinen Bruder.

Da sah ich Thränen glänzen in den Augen der schönen, jungen Frau; sie rollte das Päckchen schnell wieder zusammen und gab es der Kleinen rasch zurück, aber sonst gab sie ihr Nichts, auch nicht einen Groschen, sondern ging zurück in den Laden des Juweliers, woher sie gekommen. Beim Hineingehen sah ich eine Diamantnadel in ihrer Hand. — Bald kam sie wieder zurück, stieg in einen eleganten Wagen und rollte davon. Das kleine Mädchen sah ihr einen Augenblick nach und setzte dann ihre wunden Füße um so rascher in Bewegung.

Ich folgte dem Mädchen, sah sie in eine dumpfe, enge Gasse, in das niedere Zimmer eines schlechten Hauses eintreten. Ich sah ihre Mutter, ihre betriübte verblühte Mutter mit den sanften, geduldigen Augen, beschäftigt, ihren kranken Säugling zu beruhigen.

Das Kind schlief ein, die Mutter legte es auf ihr dürftiges Lager, das Päckchen ward geöffnet, und beim Schein eines dünnen Lichtes arbeitete sie an den Schuhen, denn obgleich es noch nicht Abend, war es in der Stube doch sehr dunkel.

Nach einer Weile küßte die Mutter ihre kleine Tochter, hieß sie ihre armen erfrorenen Füße an dem spärlichen Kaminfeuer wärmen und gab ihr ein kleines Stückchen Brod, denn mehr hatte sie nicht.

Darauf ließ sie die Kleine ihr Abendgebet sprechen, umarmte, küßte und segnete sie, und verließ ihr die schützende Wacht der Engel.

Und das kleine Mädchen schlief ein und träumte — ach wie schöne Träume — von warmen Strümpfen und neuen Schuhen; aber die Mutter saß allein und nähte — und als die glänzenden Flittern auf dem seidenen Schuh strahlten und glitzerten, mußten da nicht Gedanken voller Bitterkeit und Neid in ihrer Seele aufsteigen? Wenn sie an ihres Kindes nackte Füße dachte, an das Stückchen trockenen Brodes, nicht groß genug, ihren Hunger zu stillen, mußte da nicht der glänzende kleine Schuh in ihrer Hand glänzende Bilder an ihr vorüberführen von hellerleuchteten Sälen voll geschmückter Menschen, mit reich besetzten Tafeln, von welchem Ueberfluß ein kleiner Theil genügen würde, Wärme, Nahrung und Freude unter ihr Dach zu tragen!

Wenn solche Gedanken kamen und andere von einer freundlichen Heimath, in welcher einst der starke Arm eines geliebten Mannes sie und die Kinder gegen die Leiden des Lebens geschützt; wenn solche Gedanken das Herz der Wittwe mit Bitterkeit erfüllten, so kamen dagegen auch andere, demüthigere. Sie faltete ihre Hände und sprach: „Vater, vergieb mir; Du wirst Alles wohl machen! ich traue auf Dich!“ Da ward die Thür leise geöffnet und — war es ein Engel, der in dem dunklen Stübchen erschien? Ihr Kleid war maffellos weiß und ihr Schritt unhörbar. Sie trat ans Bett des schlafenden Kindes und bedeckte es mit weichen, warmen Hüllen. Bald brannte im Kamin ein lustigeres Feuer, als er

je gesehen; auf dem Tisch lag ein großes Brod, und ein Napf mit frischer Milch für den kleinen Knaben stand daneben.

Das engelbaste Wesen schritt auf die Mutter zu, nahm den noch unvollendeten Schuh aus ihrer Hand, legte eine Börse mit Gold hinein und sagte mit einer Stimme, welche der Armen wie Musik klang: „Gott, der der Vater der Wittwen und Waisen ist, segne Euch!“

Mit diesen Worten verließ sie das Stübchen der Wittwe. „Besser als Diamanten!“ hörte ich sie sagen, als sie aus der Thür des Hauses trat. Was konnte sie meinen? Ich blickte durchs Fenster auf die Mutter des kleinen Mädchens. Mit gefalteten Händen und strömenden Augen dankte sie Gott, der ihr einen Engel zum Trost gesandt.

Auch ich verließ das enge Stübchen, und kam zu einer breiten Straße, in einen hellen, prachtvollen Saal, wo Musik und Tanz und Blumenstücke durcheinandervogten; ich sah junge, glückliche Gesichter, schöne Gestalten in kostbaren Gewändern mit Edelsteinen geschmückt, aber keine von all den schönen Frauen war mir bekannt; endlich erschien Eine im einfach weißen Kleide, eine Rosenknospe am Busen, die kannte ich. Ihre Stimme war so mild und besänftigend wie himmlische Musik. Kein silbergestickter Schuh glänzte an ihrem Fuß, aber sie schwebte so leicht einher, als wandelte sie auf den Wellen der Luft, und eine so göttliche Schönheit strahlte von ihrem Antlitz, daß ich bei ihrem Anblick fühlte, ich habe einen Engel Gottes gesehen.

[2715]

### Der Epheu.

Je karger die Natur draußen ihre Gaben an Grün und Blüten uns spendet, mit um so größerer Liebe pflegen wir die Blumen, die Gewächse, welche mit ihrem frischgrünen Laube, mit ihren duftenden, zartgeformten Kelchen uns zur Winterzeit einen künstlichen Sommer in unserer Umgebung schaffen sollen. Doch die Kinder Florens sind zum Theil eigensinnig, wollen nicht überall gedeihen, wollen rücksichtsvoll behandelt sein; sehr verzeihliche Präntionen, die jedoch nicht in allen Verhältnissen zu erfüllen möglich sind. Nicht alle Blumenfreunde und Blumenfreundinnen sind so glücklich, Treibhäuser zu haben, wo jeder ihrer Lieblinge sein ihm gebührendes Theil Wärme und Licht empfängt.

Weit häufiger müssen die Menschen, um sich am Wachsen und Blühen der Blumen zu erfreuen, mit ihnen ein Zimmer theilen, müssen den schönsten Platz am Fenster opfern, um die Blumen den Sonnenchein genießen zu lassen, kurz, müssen sich den Blumen zu Liebe „einschränken.“

Kein Wunder, daß der Epheu, der geduldige, anspruchslose Epheu, sich so viel Freunde und noch mehr Freundinnen erworben, der Epheu, der, wenn es sein muß, ohne einen Sonnenstrahl mit spärlichem Licht vorlieb nimmt und das ihm vergönnte Plätzchen, die ihm zu Theil werdende Pflege mit fröhlichem Wachsthum vergilt.

Es giebt fast kein Gewächs, welches leichter zu ziehen ist, als der Epheu; mäßige Wärme und mäßiges Licht ist ihm am zuträglichsten, auch muß er stets feucht erhalten werden. Sehr warme Zimmerluft ist dem Epheu schädlich, dagegen ein frostfreier, wenig geheizter Raum ihm am meisten zuzugend.

Der Epheu bedarf gute Mistbeet- oder Laub- Erde, doch muß dieselbe durch Umsetzen im Frühjahr oder Herbst alle 2—3 Jahr erneuert werden; auch müssen die Töpfe oder Kästen mit Abzugslöchern versehen sein. Beim Anbinden der Ranken muß man möglichst vermeiden, dieselben von oben nach unten zu biegen, weil solche Zweige gewöhnlich sehr schwache Blätter treiben.

Auch der Epheu wird zuweilen von Ungeziefer heimgesucht, zu dessen Vernichtung es jedoch einfache Mittel giebt. Die kleinen braunen Schildläuse, welche zuweilen die Blätter des Epheus verunzieren, tödtet man, indem man die Blätter auf beiden Seiten mit einer Auflösung von schwarzer oder grüner Seife (im Wasser) wäscht. Sollte der Geruch der Seife sich unangenehm bemerkbar machen, so können die Blätter nach einigen Tagen mit frischem Wasser wieder abgespült werden. Die Blattläuse lassen sich durch das Bestreuen der Blätter mit Schnupftabak dämpfen.

Der Epheu, wie alle Blumen, verlangt trotz seiner Anspruchslosigkeit, wenn er gedeihen soll, daß eine sorgsame Hand ihn von Zeit zu Zeit vom Staube befreie, welcher, namentlich in Wohnzimmern, sich dicht auf seine Blätter legt. In der wärmeren Jahreszeit muß man, wenn das Epheugitter zur Transportation nicht zu groß, es ins Freie, an einen schattigen Ort stellen, um die Pflanze die Wohlthat des Regens genießen zu lassen.

Will man die Erde der Epheutöpfe mit Guano düngen, so muß dabei mit großer Vorsicht verfahren werden, wenn die Pflanze nicht eingehen soll. In einen Topf, dessen Öffnung oben die ungefähre Größe eines gewöhnlichen Tellers hat, nehme man nicht mehr Guano, als man zwischen den Fingern halten kann.

Der Epheu, eine Pflanze des Nordens, existirt in mehreren Arten, deren jede ihre besonderen Vorzüge hat. Der gewöhnliche kleinblättrige Epheu, welcher der Winterkälte ausdauernd Trotz bietet, ist nicht nur ein beliebter Schmuck der Zimmer, sondern wird auch häufig erwählt, unsere letzte Zelle, das Grab, mit seiner lieblich grünen Decke zu bekleiden. Der großblättrige schottische Epheu hat sich zu diesem Zweck nicht tauglich erwiesen, obgleich man glauben sollte, er müsse in seiner Heimath, den Gebirgen Schottlands, an die Kauhheit des nordischen Winters hinreichend gewöhnt sein, um derselben zu trotzen. Doch ist dies in der That nicht der Fall; schottische Epheu erfriert fast immer in unserer winterlichen Temperatur im Freien, doch im Zimmer kann es kein dankbareres Gewächs geben als dieses. Der buntblättrige Epheu, eine Abart des gewöhnlichen, wächst zu sparsam, als daß er als Zimmerpflanze zu empfehlen wäre, dagegen dürfte sich eine neuere Art Epheu, Roecheriana, vermöge seiner großen runden Blätter zum Beziehen größerer Zimmerlauben oder Spaliere sehr gut eignen.

[2715]



Von den vielen literarischen Erzeugnissen, welche die in dieser Beziehung reiche Weihnachtszeit auf den Büchermarkt gebracht, und uns zur Besprechung noch vorliegen, können wir wegen Mangel an Raum leider nur einem sehr, sehr kleinen Theil gerecht werden; wir wählen deshalb von dem Guten das Beste und beginnen mit einem soeben bei J. Neuber in Leipzig erschienenen Werke, das zwar für jeden gebildeten Leser von Interesse sein dürfte, den höchsten Genuß aber denen gewähren wird, welche den Sommer in Baden-Baden zugebracht, und dessen reizende Umgebung kennen gelernt haben.

„Ein Sommer in Baden-Baden von Eugen Guinot“ — ist der Titel des Buches, das durch seine schöne Ausstattung, großen klaren Druck und eine Reihe herrlicher Illustrationen ein würdiger Erinnerungstempel herrlichen Naturgenusses wird. — Kloster Bickenthal, das Murgthal, die Favorite, der Mummelsee, Gonsburg, Freiburg, Straßburg, Karlsruhe, Heidelberg, Köln — das Alles sind Namen, welchen das Auge des Lesers in Bildern und Schilderungen begegnet, denen die Gedächtnisfenster des Verfassers noch historischen Interesse zu geben weiß. Sagen und Erzählungen, an die Verlichten geknüpft, finden wir auf dem Wege durch das Buch, wie bunte Blumen auf dem Wiesenpfade — Badesalons und Gesellschaftskaffe, brauende Wasserfälle und stille Seen, hohe Dome und schäumende Waldbäche — führt das Buch an unserm Auge vorüber, und so liebtlich weiß darin die Kunst die Bilder wiederzugeben, welche ein schönes Fleckchen Erde dem Menschenauge darbietet, daß wir schon bei diesen Schattens der Wirklichkeit versucht sind auszurufen: „Wie schön ist die Welt!“

### Album für Deutschlands Töchter.

Lieder und Romane mit vielen ausgeführten Bildern, Illustrationen und einem Titelbilde in Farbendruck von Goethe, Georgy und Kretschmer. Prachtband in Golddruck. Preis 3/4 Thaler.

Unter den Schriften, welche in neuerer Zeit erschienen sind, möchte wohl keine zu finden sein, die so ganz und gar der Bestimmung „eines schönen Geschenks für gebildete Damen“ entspräche, als dieses reizende Album. — Das Buch ist so durchdacht, so sichtlich mit großer Liebe und geläutertem Geschmack zur Ausführung gebracht, daß darüber, so wie über die hier zu Grunde liegende Idee einige Worte am Platze sein dürften.

Bei keinem Volke finden wir eine so reiche Zahl der herrlichsten Lieder und Gefänge, als bei dem deutschen. Aus diesem Schatz suchte der Herausgeber eine große Anzahl solcher Lieder und Romane in jenem Album zu vereinigen, das letzteres als eine Sammlung des „Schönsten und Erhabensten aus der deutschen Poesie“ sich unsern Blicken darlegt.

Eine weitere Prüfung ergiebt, daß bei allen Gedichten die Idee vornehmte, nur solche anzunehmen, welche das Gemüths- und Seelenleben und die Phantasie der Gebildeten des weiblichen Geschlechts bewegen.

Es war stets ein Theil des Berufs der bildenden Kunst, ihre Darstellungsmittel auf die höheren Erzeugnisse der Poesie zu lenken und dadurch die Idee des Dichters zum sichtlichsten Eindruck zu bringen, und um das Verständnis und die Empfindungsfähigkeit für jene zu erhöhen.

Viele der schönsten Gedichte werden oft verstanden aufgefaßt oder nicht leicht verstanden, auch kann der Dichter, der sich festlos bewegt, nicht bei Allem weilen. In diesen Fällen sucht die darstellende Kunst unsere Phantasie in eine bestimmte Richtung zu bringen, das oft verdeckte Schöne unsern Blicken zu entfalten, und das Bild in seiner poetischen Wahrheit und Bedeutung selbst dann noch fortzuspüren, wo das Gedicht selbst zu Ende ist.

In diesem Sinne durch wahrhaft künstlerisch reizend ausgeführte zahlreiche größere Illustrationen und Bilder ist dieses Buch in einer Weise geschmückt, und in Einband, Druck und Papier so kostbar ausgestattet, daß wir es nach Inhalt, Form und Gedankenfülle als ein Damengeschenk begrüßen, wie in dieser Beziehung uns kein ähnliches bekannt ist.

Je mehr Gehalt ein Erzeugniß der Kunst und Poesie hat, um so mehr bedarf es von Seiten des Lesers der Durchdenkung, weil der erste flüchtige Blick zum Verständnis nicht immer hinreicht. In diesen Fällen liefern die Illustrationen des Album's die Aufforderung, daß die Leserin mit sinnigem Geiste dabei weile, nach der Idee forsche und den Gedanken zu ergründen strebe, damit sich ihr die ganze Fülle der Schönheit erschließe, die Dichter und Künstler ihr in wechselnden Bildern offenbaren!

In der Allgem. ein. Deutschen Verlags-Anstalt (Berlin, bei Sigismund Woss) ist soeben ein Buch erschienen, welches wir denen unserer Leserinnen empfehlen, die ein junges Mädchen durch eine reizende literarische Gabe erfreuen möchten. Das Buch führt den Titel: **Ans der Pension.** Frei nach dem Engl. des H. Raynouf von Sophie Verena. Die gewandte, ächte weibliche Feder der Uebersetzerin, welche unsere Leserinnen bereits durch sinnige Spenden ihrer Muse bekannt ist, hat sich in dem genannten Werk der nicht leichten Aufgabe vollkommen gewachsen gezeigt, das Gelfeswerk eines Anders ganz und voll in sich aufzunehmen, so daß es dem Leser mit der Wärme begrüßt, welche nur gar zu häufig den „reproducierten“ Schriften abgeht.

Durch die Briefe eines jungen Mädchens werden wir hinter die Couffissen des Pension's-Drama's geführt, und wenn wir in diesen Briefen eine Ausstellung machen sollten, so wäre es nur die, daß sie für einen „Päckchen“ mitunter zu schön sind. Ein Stückchen Leben wird in dem kleinen werthvollen Buche vor unsern Augen enthüllt, ernst genug, das Herz der denkenden und empfindenden Leserin mit Trauer zu erfüllen, und heiter genug, die traurige Stimmung nicht zur Herrschaft gelangen zu lassen.

Nicht nur die soeben „aus der Pension zurückgekehrten“ jungen Damen werden das Buch mit hohem Interesse lesen, weil es ihnen ein Spiegelbild der erst kürzlich zurückgelegten „glücklichen Schulzeit“ vor Augenführt, sondern auch wir Andere, die wir längst, längst den Schulbänken entronnen sind, auch wir lassen uns durch die Briefe des liebsten vortrefflichen Rätchens gern in die Pension zurückverleihen. [2726]

Als ein eben so prachtvolles wie gelegenes Weihnachtsgeschenk für unsere katholischen Leserinnen empfehlen wir die im Teubner'schen Verlage in Leipzig bereits in sechster Auflage erschienene Prachtausgabe der

**Nachfolge Christi von Thomas a Kempis.** Mit Anmerkungen und Betrachtungen der vorzüglichsten katholischen Schriftsteller. Mit 180 Illustrationen, einem Stahlstich, Titel in Gold-, Silber- und Farbendruck. Mit vielen Approbationen. gr. 8. geb. 2/4 Thlr. Eleganz gebunden in Leinwand mit Goldschnitt 3 Thlr. 10 Ngr., in Velinpapier 4 Thlr.

Dieserjenigen jedoch, welchen diese äußerst elegante Ausgabe zu theuer sein sollte, machen wir auf die in demselben Verlage so eben ganz neu erschienene, ebenfalls recht elegante Ausgabe aufmerksam:

**Die Nachfolge Christi von Thomas a Kempis.** Für katholische Schriften bearbeitet. Dritte Auflage, vermehrt durch einen Anhang von Morgen- und Abendandachten, Mess-, Beicht- und Communionsgebeten von F. S. Keinerding. Mit Approbationen u. Mit 6 Stahlstichen. 8. geb. 15 Ngr. — Eleg. geb. mit Goldschnitt 1 Thlr. — Miniaturausgabe desselben Buches, mit 6 Stahlst., eleg. geb. 27 Ngr.

Für Freunde religiöser Bilder und geistlicher Dichtung bietet das bekannte Buch des berühmten weif. Erzbischofs zu Erlau,

**J. L. Pyrker: Bilder aus dem Leben Jesu und der Apostel.** Mit 24 Stahlstichen. Quart, eleg. gebunden 4/4 Thlr., eine ausgezeichnete Weihnachtsgabe dar.



Mittel gegen den Frost in Händen und Füßen.

Man streicht Kampfer auf ein feines leinenes Läppchen und legt ein solches wiederholt auf die erfrorenen Stellen.

Die erfrorenen Glieder, Hände oder Füße sind auch sehr oft schon durch häufiges Baden in heißem Wasser geheilt worden.

Wie häufig entgegengesetzte Mittel zu ein und demselben Zweck führen, so auch hier, denn eben so wirksam gegen den Frost als heißes Wasser ist der Schnee.

Mittel gegen aufgeprungene Hände.

Man schmilzt 1/4 Pfund weißes Wachs, mischt 2 Loth Mandelöl darunter und bereitet daraus eine Salbe.

Mittel zur Anwendung bei Verbrennungen.

Ein sehr leichtes und einfaches Mittel, den Schmerz der Brandwunden zu lindern und spätern üblen Folgen vorzubeugen, ist Bierhefe.



Heringe.

Diese, der Mehrzahl der Leserinnen wahrscheinlich nur einzelfalzen bekannten Fische sind gleichwohl frisch zubereitet eine so wohlgeschmeckende und nahrhafte Speise, daß sie der Tafel des größten Feinschmeckers Ehre machen.

1) Gekochte Heringe. Erschreckt nicht bei dem Gedanken „gekochter Hering“, sondern versucht es nur.

Ein halbes Quart Milch wird in einem Casserol übers Feuer gesetzt; wenn die Milch kocht, thut man 2 Unzen Butter mit etwas Mehl durchknetet hinzu, etwas Pfeffer, Salz und den Saft einer halben Citrone.

2) Geröstete Heringe. Man reibt die Fische mit einem reinen Tuch gut ab, macht auf jeder Seite derselben

brei Einschnitte quer herüber, wendet sie in Mehl und röstet sie braun über mäßigem Feuer.

Dazu giebt man in einer Saucière folgende Sauce: 8 Eßlöffel voll geschmolzener Butter werden in ein Casserol gethan mit einem Eßlöffel gutem Mostich, 1 Unze frischer Butter, und ein wenig Pfeffer und Salz.

Gekochte Heringe können auch, statt mit der oben genannten Milchsauc, mit einer Sauce angerichtet werden, welche halb aus Essig, halb aus einem Theil des Salzwassers bereitet wird, worin die Heringe kochten; etwas Salz und Pfeffer gehört auch zu dieser Sauce.

Auch eingezogene Heringe kann man rösten, doch muß zu diesem Zweck durch 24stündiges Wässern erst das Salz herausgezogen werden.



Soll man Dich nicht aufs Schmächtige berauben, Verbirg Dein Gold, Dein Weggen, Deinen Glauben.

Verehrung macht groß, den Verehrer gleich dem Verehrten, Und Verehrung des Schönen macht die Seele Dir schön.

Vor allem bestreibe Dich, gut zu sein. Diese kleine Epilbe umfaßt die ganze Größe unserer Aufgabe hiniiden. Güte ist des Weibes Seele und die Seligkeit des lieben Gottes.

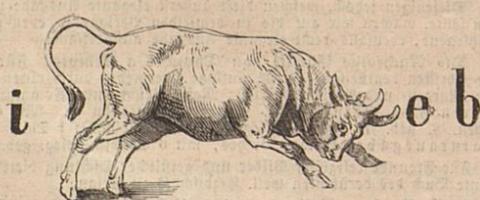
Du kannst nicht eher „gütig“ sein gegen Deinen Nebenmenschen, ehe Du nicht „gerecht“ gewesen.



Es nennt ein Wort von sieben Zeichen Die doppelsinn'ge Thätigkeit, Gewidmet bald des Himmels Reichen, Bald irdischer Behaglichkeit.

Rebus.

Die Ftmuth Re



Auflösung des Rebus in Nr. 1.

Ein unter Auflage gekellter Erbsbube.

Auflösung des ersten Räthsels in Nr. 1.

Auflösung des zweiten Räthsels in Nr. 1.



Correspondence.

Fr. Gr. v. D. Wenn es möglich ist, werden wir Ihren Wunsch bald erfüllen. — Rostflecken sind auf folgende Weise aus der Wäsche zu entfernen.

Die Flecke auf lackirten Ebeebrettern, welche durch Spiritus entstanden, lassen sich nicht anders vertilgen, als durch erneutes Lackiren.

Fr. B. D. auf N. T. bei W. Wir bedauern es, die Besorgung der gewünschten Bücher nicht übernehmen zu können.

1) Die praktische Zuschnneiderin für die Leibwäsche, d. i. die Kunst, die gesammte Leibwäsche für Herren, Damen und Kinder gutaussehend und vortheilhaft anzufertigen.

Fr. H. N. in B. ... Wir werden Ihres Wunsches gedenken, können die Erfüllung jedoch noch nicht mit Bestimmtheit für die nächste Zukunft versprechen.

Fr. v. S. in D. Sie haben nicht Ursache, sich, der Mode zu Gefallen, von den Vorden zu trennen.

Fr. W. L. in J. Die Möglichkeit der Verbreitung ankündender Krankheiten durch Thiere ist durch Beispiele zu bekräftigen, und kann daher nicht geradezu abgelehnt werden.

Fr. v. F. in D. Sie irren, die „Vikten“ sind aus dem Wappen der Bourbonen gestrichen, und namentlich durch König Louis Philipp, im Jahre 1830.

Fr. J. S. in D. Um Marmor zu reinigen, stößt man Bimstein zu feinem Pulver und vermischt ihn mit Holzaspelstein.

Fr. Bar. v. J. in S. Sie wundern sich über die hohen Preise der Caschmirhandels; daran hat weniger das Material, als die sehr langsam fördernde Arbeit Schuld.

Fr. A. E. in C. Leider ist Ihre Zuschrift erst so spät in unsere Hände gelangt, daß das Gewünschte Ihnen nicht mehr zur Anfertigung eines Christgeschenkes dienen könnte.

Fr. C. W. in B. Ihre menschenfreundlichen Gaben sind von uns sofort nach Erreichung an den Frauenverein abgedenkt, und danken wir Ihnen im Namen der Vermittlerinnen.

Ein weißes Taillüst mit drei Böden zu languettiren, ist eben so angemessen als geschmackvoll und macht jedenfalls einen schönen Effect, wenn Sie die Languetten ziemlich groß und mit einer Unterlage von dickerem Stoff arbeiten.

Fr. v. B. in W. Wir müssen bekennen, daß die Benennung des Gegenstandes, zu dem Sie ein Muster wünschen, uns fremd ist, und bitten daher, durch eine genauere Beschreibung desselben uns in den Stand zu setzen, Ihren Wünschen zu genügen.

Fr. M. W. in N. N. Nummer 2 brachte was Sie wünschen, in ganz moderner Form.

Fr. C. v. L. Eine gehäkelte Morgenhaube kann nur elegant werden durch die Hand der Pugnacherin, und haben Sie nur nöthig, irgend einen einfachen Plein recht fein nach einem von der Modistin gezeichneten, oder von Modellen unserer Zeitung entnommenen Schnitt zu arbeiten.

Fr. v. M. in B. Sie können auch statt der Spitze ein schwarze oder weiße Seidenstoffscheiter schmale Federbordüren anwenden, wenn solche bei Ihnen zu haben sind.

[Die Erzählung: „Ein Weihnachtsabend auf dem Dorfe“ mußte wegen Mangel an Raum für die nächste Nummer zurückgelegt werden.]

Durch die Nähe des Weihnachtsfestes, diesem Ziel so vieler Wünsche und Pläne, wo die Anfragen unserer Abonnentinnen in Betreff ihrer Einkäufe und Besorgungen in größerer Menge uns zugehen, fühlen wir uns veranlaßt, dieselben auf das schon mehrfach in unserm Blatte erwähnte Magazin von Theodor Morgenstern in Berlin (Friedrich- und Behrenstraßen-Gäß) zu weisen, als auf eine Quelle, wo für so manchen gegen uns laut gewordenen Wunsch Erfüllung zu schöpfen ist.